

Monatsschrift für Damen

1.1786,5

1786

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024155161>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang 

Monatschrift für Damen

November 1786

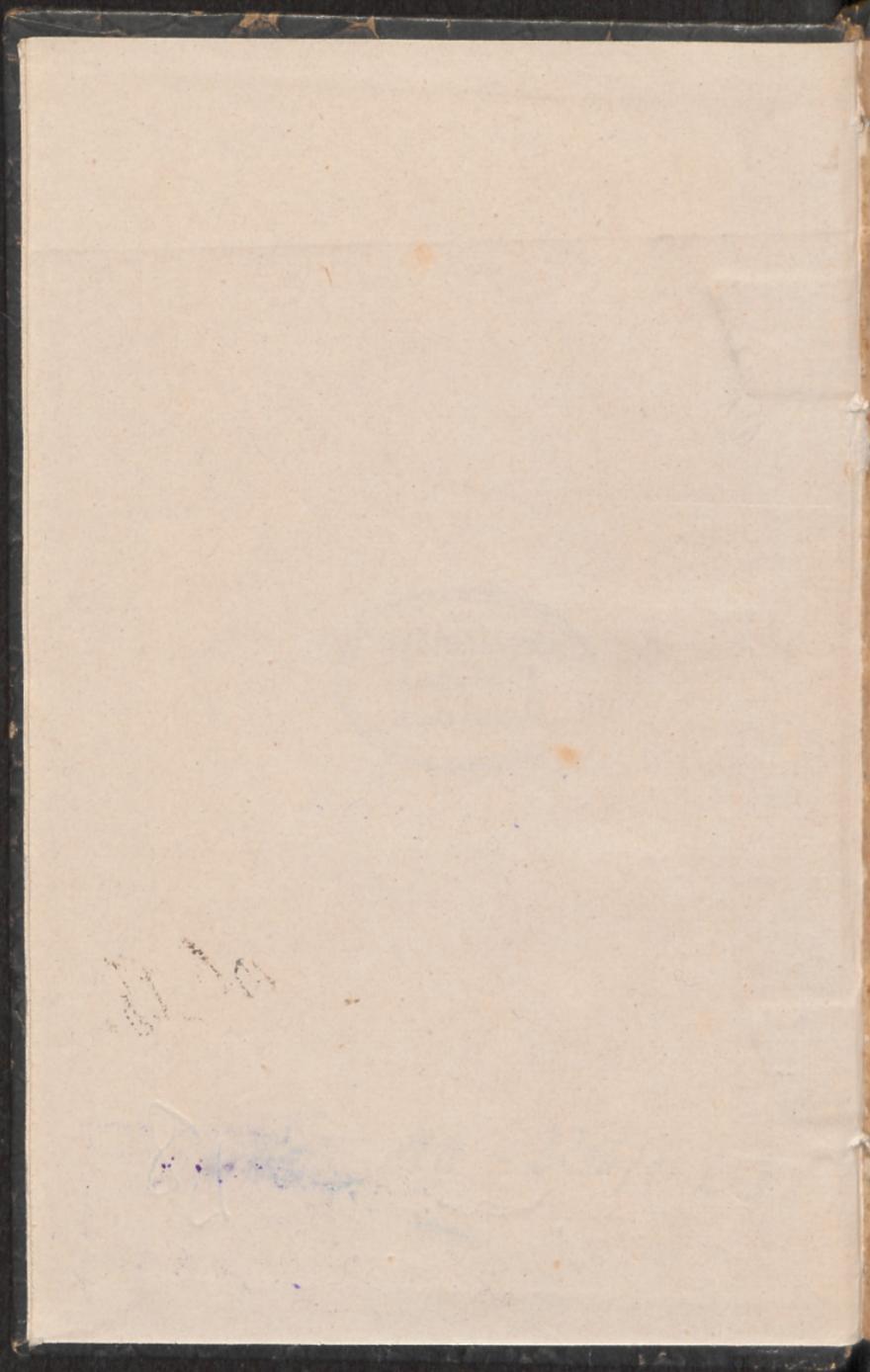
a

16/1

Ha - 3216/1 ()



58



Monatsschrift für Damen.

Erster Jahrgang.

v. Stück.

November. 1786.



Der unglückliche Amor und seine Mutter Venus.

W. Du weinst, mein Sohn? um aller Götter willen!

Sag an, ich will dir deinen Kummer stillen.

Was gilt's, du hast an einen Rosenstrauch gerochen,

Und da hat eine Biene dich ins Bein gestochen?

Monatsschr. f. Dam.

Bibliothek

der

Loge Teutonia z. W.

Frankf. August. Metzger.

A. Nein, Mutter, nein! ach! welcher
Schmerz!

B. Nun sag, mein Kind, was quält
dein Herz?

A. Es flehte die verliebte alte Kuni-
gunde,

So sehulich noch am eine süße
Schäferstunde;

Ich ward gerührt von ihrem Gram,
Ehörte sie, flog hin und nahm
Auf ihrer Brust mein Lager:

Allein, sie war so runzelicht und
hager, —

Ach! Mutter, ach! verzeihe wenn
ich weine,

Ich brach auf diesem Basen mei-
ne Beine!!!



Ueber den Religionsunterricht der
Kinder. In Briefen an Damen,
die Mütter sind und die es werden
wollen.

Vierter Brief.

So viel werden Sie mir leicht einräu-
men, daß wir nur allein durch den Ver-
stand nach Grundsätzen der Vernunft über
die Wahrheit eines jeden, und also auch der
Religionssätze, urtheilen können. Selbst der
Heilige des Evangeliums würde uns doch
nicht groß und göttlich vorkommen, wenn
seine Thaten den Grundsätzen unsrer Ver-
nunft zuwider wären. Seit einiger Zeit
scheint man auch, mehr als jemals, der Ver-
nunft über alles das Richteramt zuzugesteh-
en. Alle Meinungen und alle Urtheile,
I 2

sie mögen noch so früh, und mit noch so heiligem Ansehn uns eingeprägt seyn, müß doch einmal der Prüfung der Vernunft unterworfen werden, wenn wir von ihrer Wahrheit auch andre überzeugen wollen; auch selbst das Ansehn einer Offenbarung kann nicht so heilig seyn, daß sie nicht auch von der Vernunft beurtheilt werden dürfte, weil wir nur allein durch ihre Hülfe beurtheilen können, ob etwas Offenbarung sey oder nicht.

Wenn nun eine Religion da wäre, die nur solche Sätze enthielte, deren Wahrheit von der Vernunft eines jeden Menschen nothwendig erkannt werden müßte, so wären es gerade ihre Lehren, welche wir unsern Kindern einprägen müßten, und die wir ihnen als sichere Regeln in allen ihren Handlungen anweisen könnten. Daß aber weder unsere Katechismen, noch die Bibel, noch der Talmud, noch Koran, und was sonst für heilige Bücher da seyn mögen, dergleichen nothwendige Wahrheiten allein enthalten, darf ich

Ihnen nicht beweisen. Können sich doch nicht einmal Menschen, die in einer Sekte leben, und die insgesammt die orthodoxe Rolle spielen, vereinigen, wie Sie oft genug an den langweiligen Disputen zwischen den Frommen G. und den eifrigen L. haben erfahren müssen; wie viel weniger wird dieses vom großen Haufen zu erwarten seyn! Auch selbst in denen Punkten, die man in unsrer Kirche gewöhnlich wesentliche Glaubensartikel nennt; wie verschieden und wie mannichfaltig denken nicht die Menschen hierüber! so daß, wenn man alle Artikel, an denen jemals gezweifelt, und die jemals bestritten worden, wegnehmen wollte, vielleicht nicht einziger übrig bleiben würde. — Sogenannte Glaubensartikel können es also nicht seyn, die wir unseren Kindern einzuprägen haben.

Demohngeachtet glaub ich, ist etwas da, worin alle Menschen, auch selbst die schlechtesten übereinstimmen, und dieses ist Rechtschaffenheit und wahre Tugend, Verbindlichkeit zur Ausü:

bung der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit,
 der Dienfertigkeit, der Freundschaft, kurz,
 zur Erfüllung aller Pflichten. Keiner ist
 so boshaft, der nicht wenigstens es erkennen
 sollte, daß eine Welt voll tugendhafter Men-
 schen, eine weit bessere Welt seyn müßte,
 als eine Welt voll Bösewichter. Diese Zu-
 gend aber kann nicht von jenen religiösen
 Sätzen abhängen. Man findet, daß sie von
 einigen Heiden, Juden, Christen u. auf glei-
 che Art verehrt, und mit gleicher Vollkom-
 menheit ausgeübt worden ist. Der griechi-
 sche Aristides war ein weit rechtschaffnerer
 und edlerer Mann, als der orthodoxe Au-
 gustin, und es hat Kaiser in China gege-
 ben, die weit milder regierten, als viele
 der allerchristlichsten Könige. Diese Grund-
 sätze der Tugend sind es also, die wir un-
 sern Kindern einprägen müssen, deren
 Werth und Wahrheit alle Menschen mit
 gleicher Gewißheit erkennen, und mit glei-
 cher Ueberzeugung annehmen. Darin muß
 also der ganze frühe Religionsunterricht

Ihrer Kinder bestehen, daß Sie dieselben von Jugend auf gewöhnen, der Vernunft gemäß zu handeln; daß Ihre Klugheit Mittel erfindet, die Leidenschaften, Neigungen und Begierden, die sich gewöhnlich den Aussprüchen der Vernunft widersetzen, in solchen Schranken zu halten, daß sie nie die Obergewalt erhalten können. Ein Erzieher muß ein weit besserer Menschenkenner, als Theologe seyn. Brevier und Katechismus helfen ihm zu dieser wichtigen Beschäftigung gar nichts.

Sie, Madam! haben daher sehr wenig bei diesem Streit der Priester zu fürchten. Dieses ist von jeher eine wunderbare Klasse von Leuten gewesen, welche ihr Interesse an das Formelle der Religion so fest gekettet hat, daß sie lieber das Wesentliche derselben, Rechtschaffenheit und Tugend, aufgeben, als nur ein Haarbrett von ihren kirchlichen Sätzen abweichen. Ihr Privatvortheil macht, daß sie selbst alle

damit verbundenen Sätze zuletzt eifrig glauben, und sie mit zelotischer Hitze vertheidigen, und Nachsicht, Verfolgungsgeist, und Feindseligkeit läßt sich hinter keinem Schilde so gut und so ruhig verbergen, als hinter dem Schilde der Rechtgläubigkeit.

Alles, was Sie hierbei zu thun haben, ist: verhüten Sie, daß Ihre Kinder nichts ehe von diesen kirchlichen Sätzen erfahren, als bis sie dieselben beurtheilen können. Sprechen Sie von den dogmatischen Lehrensätzen entweder gar nicht, oder doch nur so, wie man von andern Weisungen spricht. Hängen Sie weder Begriffe von Glückseligkeit, noch von Wohlkommenheit, noch von irgend einigen Vorzügen daran. Flößen Sie ihnen keine besondere Achtung gegen den Juden, gegen den Priester, den Christen, den Naturalisten u. s. w. ein, sondern nur allein gegen den rechtschaffenen und tugendhaften Mann. Lehren Sie sie die Menschen lieben, unter welcher Nation und unter

welchem Himmelsstriche sie sie auch finden mögen; üben Sie dieselben frühzeitig, oft und unaufhörlich in guten Handlungen, und halten Sie sie streng an, zur Beobachtung ihrer Pflichten. Ist es Ihnen dann gelungen, und es wird Ihnen gewiß gelingen, Ihren Kindern eine reine Zugendliebe, ohne Parthei und Sectengeist, eingeprägt zu haben; haben Sie sie durch Ihr Beispiel und durch kluge unablässige Anführung zu weisen Menschen gemacht, so sorgen Sie nicht, daß der Zank der Kirchenlehrer sie irre machen werde. Sie werden augenblicklich den Gesichtspunkt fassen, aus welchem sie dergleichen Querellen betrachten müssen, und ihre von Vorurtheilen nicht verblendete und von Vonzengeist freie Vernunft wird sogleich den geheimen Bewegungsgrund, sie mögen ihn noch so dicht verschleiern, entdecken, und wahrnehmen, daß hier nicht die heilige, über allen Streit erhabne Religion, sondern Unwissenheit, Vorurtheil und elendes Privatinteresse zum Grunde liege.

Vielleicht erwarten Sie nun noch von mir, daß ich Ihnen die Art und Weise aus einander setze, wie in den Kindern die Tugend gegründet werden müsse. Allein theils ist dieser Gegenstand von den neuern Schriftstellern so vorzüglich und meisterhaft bearbeitet worden, theils haben Sie diese Kunst so ganz in sich selbst, daß ich es nicht wage, etwas mehreres hinzuzufügen. Das edle Beispiel, welches Sie Ihren Kindern zu geben im Stande sind; die Klugheit, welche Sie anwenden, ihre Leidenschaften gehörig zu ordnen, und Ihr ganzes Interesse allein an das zu heften, was Edel, Gut und Tugendhaft ist, ist mehr werth, als alle noch so gut geordnete und zusammenhängende Regeln, und Ihre zärtliche Mutterliebe wiegt allein die Weisheit des gelehrtesten Pädagogen auf, weil ihre Zärtlichkeit Sie antreibt, alles zu thun, was Sie wissen, dahingegen dieser gewöhnlich von dem, was er weiß, nichts thut.

L. S.

Kamilla von Florenz,
eine Geschichte.

Zweiter Theil.

Kap. 16.

Julian in dem Wasserbehältnisse.

Julian sah jetzt von innen seinen Bruder und die übrigen Herren dem Saale des Orpheus sich nähern; er war äußerst für Kamillens Ehre besorgt. „Wie? wenn dein Bruder sie gesehen hätte? er ist verdachtvoll, und wie, wenn er dich hier tröfe?“ Er zitterte vor dem Gedanken, wenn Lorenzo seine geheime Liebe mit Kamillen entdeckte, weil er besürchten mußte, daß man alles anwenden würde, um sie von ihm zu entfernen. Man trat in den Saal; das Gespräch betraf das Kunstwerk, und unglücklich Weise bekommt Lorenzo Lust, die Fontainen spielen zu lassen. Der Rührmeister

ward gerufen, aber er hatte den Schlüssel Julianen gegeben. — Doch dies hinderte nichts, man sprengte die Thür auf, und fand hier wider alles Vermuthen, den armen Julian.

Lorenzo fühlte den bittersten Verdruß bei dem Anblick, er glaubte sich's nun erklären zu können, warum Julian Bianken ausgeschlagen habe. Und Julian, an einem so verdächtigen Orte vom ganzen Hofe überrascht, und äußerst bekümmert, daß dieser Streich auf Kamillen zurückfallen, und ihrem Ruße schaden möchte, fühlte das äußerste Mißvergnügen. Allein beide verbargen ihren Verdruß; Lorenzo war zu klug, als daß er durch sein Betragen den Anwesenden den Zwist verrathen hätte, der zwischen ihm und seinem Bruder vorgefallen war, er lachte also über diese Begebenheit, und verwandelte sie in einen Spaß. Die nämliche Partie ergriff auch Julian; die Gesellschaft nahm daran Antheil, und man scherzte allgemein darüber. Man sagte ihm, daß eben ein sehr schönes Frauenzimmer aus dem Garten gegangen sey. — „Ich habe sie gesehn,“ erwiederte er, und eben deswegen verbarg ich mich hier, um mich ihren Augen zu ent-

ziehn, oder auch vielleicht, sie in Freiheit zu lassen. — „Sehen Sie wohl, sagte Lorenzo, nun kamen wir, mein Bruder glaubte, es wäre das Fräulein, und wollte durchaus nicht aufmachen.“ — Julian verstand seinen Bruder, und sah, daß Kamillens Tugend, dem Argwohn der ganzen Gesellschaft ausgefetzt sey. — Kamilla selbst wußte von dem unglücklichen Ausgang ihrer Zusammenkunft mit dem jungen Pazzi nichts, und eben so wenig Donna, die, nachdem ihr Kamilla alles erzählt hatte, was zwischen ihr und ihm vorgefallen war, darauf drang, noch immer der Hoffnung des jungen Pazzi zu schmeicheln, bis daß man sähe, wozu Julian sich entschließen würde.

Kap. 17.

Lorenzo's Anschlag auf Kamillen.

Gleich nach dem Spaziergange erkundigte sich Lorenzo näher nach Kamillen; er erfuhr mehr, als er gesucht hatte, und rufte noch denselben Tag den Thomas Cosderini, und noch einige Vertraute zu einer Berathschlagung zusammen. Er entdeckte ihnen den Verdruß über seinen Bruder, den er bisher verborgen hatte. „Ich sehe, mein

Bruder ist mit einer gewissen Kamilla in ein unwürdiges Liebesverständnis verwickelt; hieraus erklären Sie sich seine abschlägige Antwort im Staatsrathe. — Ich will ein Mittel vorschlagen, den gefährlichen Folgen dieser unordentlichen Liebe zuvorzukommen. Wie, wenn wir die ganze Sache der Tante berichteten, und von ihr die Einwilligung zu erlangen suchten, Kamillen ins Kloster zu stecken, und ihr die Aufseherin zu nehmen, die eine Mitverbundene dieses Handels ist?“
 — Alle stimmten ihm bei, und riefen, Kamillen zu entfernen.

Damit die Sache nicht aufgeschoben würde, gieng er zu seiner Gemalin, und machte ihr seinen Entschluß bekannt. Klarissa sollte der Tante die Sachen vortragen, und sie bitten, noch diesen Abend ihre Nichte selbst zu ihr zu führen, dann wollte man sie den Händen einer Dame übergeben, welche sie nach Fizzole ins Kloster bringen sollte. (Dies Kloster hatte Kosmus gestiftet, und es war für die Absichten Lorenzo's um so bequemer, weil die Aebtissin desselben ihm sehr ergeben war.) Man konnte sich auf die Einwilligung der Tante verlassen, weil ihr Lorenzo versprechen ließ, ihre Nichte auf

das vortheilhafteste zu verheiraten, und sie ins künftige auf alle Art zu unterstützen. —

Lorenzo hatte mit aller Klugheit seine Maßregeln genommen; allein Klarissa hatte die Schwachheit, ihrer ersten Kammerfrau, einer eben so listigen als eigennütigen Dame, zu viel von dem Geheimniß auszuplaudern, und diese Frau, die dem Julian einige Verbindlichkeiten schuldig war, gieng, bevor sie ihren Antrag an die Tante ausrichtete, zu dem jungen Medicis, und verrieth den ganzen Entwurf, den man wider ihn geschmiedet hatte. —

Dieses Hinderniß, das Lorenzo seinem Bruder in den Weg legte, bestimmte ihn endlich, weder auf Bruder noch Staat Rücksicht zu nehmen, und sich durchaus mit Kamillen durch die Ehe zu verbinden, und dies hielt er nicht sowohl für Großmuth, als für Pflicht, welche er Kamillens Ehre und gutem Namen schuldig zu seyn glaubte. Er verabschiedete die Kammerfrau, nachdem er ihre Untreue reichlich belohnt hatte, und schrieb sogleich an Kamillen.

Er erzählte ihr die Begebenheit im Saale des Orpheus, den Verdacht Lorenz's

und dessen Entschluß, tröstete sie wegen den Verfolgungen, welche sie selbst wegen litte, und suchte sie dadurch zu beruhigen, daß er jeder Gewaltthätigkeit seines Bruders zuvor kommen, und sie an einen sichern Ort bringen würde; da will ich Ihnen, schloß sich der Brief, die Merkmale einer Liebe geben, die über alles sieget. Fürchten Sie also nichts, meine Kamilla! denn Sie müssen die meinige werden, und wenn Lorenzo Berg und Klippen zwischen uns wälzte, die Liebe haucht sie mit einem Odem hinweg; fürchten Sie nichts, sein Arm vermag nicht mehr als der meinige, unsre beiden Arme vereinigt, sind nur stark genug, uns gegen Empörung und bürgerliche Fehden zu sichern; reißt er diesen Arm los, so verliert er die Hälfte seiner Kraft. Fürchten Sie nichts!

Die genauere Bestimmung des Orts, wo Julian sie wollte entführen lassen, und überhaupt alle nähern Umstände, wurden Kamillen von Julians Vertrauten, dem jungen Franz, aus dem Hause Novi, vorher gesagt, damit sie durch nichts überrascht würde.

Ka

Kamilla und Donna lasen den Brief und erstaunten. Julians Unternehmen schien sehr schwer, und die Folgen desselben sehr gefährlich. Aber Kamilla, die den Julian schon mehr liebte, als sich selbst, entschloß sich endlich, alles zu wagen, und jede Gefahr mit ihm zu theilen. „Ich folge, rief sie aus, und wenn sein Weg durch Löwen und Tiger führt, ich folge.“ Donna, welche wußte, daß man sich selten aus einer großen Gefahr wickelt, ohne sich einer andern auszusetzen, stimmte Kamillen bei; das zärtliche Mitleiden mit dem Zustande des Herzens ihrer Kamilla; der Gedanke, daß Julian der standhafte Mann sey, den sie Kamillen wünschte, und daß Lorenzo von brüderlichen Zwiespalt keinen Vortheil haben konnte, machten sie um so bereitwilliger dazu.

Julian ward überhaupt mehr geliebt als sein Bruder; sein gefälliges Wesen erwarb ihm täglich Freunde, die für ihn alles gewagt hätten; jetzt konnten sie eine Probe ihrer aufrichtigen Neigung gegen ihn geben, und sie thaten es. Den Noth hielt Julian für den getreuesten und geschicktesten unter allen, diesem vertraut er sein Ge-

Monatschr. f. Dam.

R

1780

heimlich allein an, und die andern, die sich ihm zu seinen Diensten anboten, wies er nur dazu an, sich nach Nori's Befehlen zu richten. Auch Lorenzo hatte auf seiner Seite alle Anstalten getroffen, Kamillen in das bestimmte Kloster bringen zu lassen.

Die Nacht war nun da, und die Tante und Nichte von der Donna begleitet, kamen in dem Palaste der Medicis an. Unten an der Treppe ward die Tante von einer Frau aufgehalten, welche Nori dahin gestellt hatte; sie bat sie, der Prinzessin eine Sache zu empfehlen; von der sie ihr, indem sie mit ihr die Treppe hinauf stieg, eine weitläufige Beschreibung machte; während derselben stellt Nori zwei Frauenzimmer, die wie Donna und Kamilla gekleidet waren, hinter die Tante, entfernt beide mit der Bewundernswürdigsten Geschicklichkeit, führt sie auf eine Nebentreppe, setzt sie in den Wagen, und bringt sie ohne einiges Hinderniß auf sein Landhaus. — Wie die Tante die Treppe hinauf war, gieng die Frau von ihr weg; sie sah sich um, und erblickt weder die Donna noch ihre Nichte; sie rufte beide, umsonst, sie ließ sie von andern rufen, umsonst!

Man kann sich die Verlegenheit denken, mit welcher sie jetzt vor der Prinzessin erschien, und in welcher Verlegenheit die Prinzessin selbst war, da sie Kamillen gerade in einem Zeitpunkt verschwunden sah, wo sie es am wenigsten wünschte. Sie ließ sogleich ihren Gemal davon benachrichtigen, der es bald merkte, daß sein Entwurf verrathen war, und daß ihn Julian vereitelt hatte. — Er glaubte aber, daß es die Klugheit erfordere, deswegen keine offenbaren Untersuchungen anzustellen, weil dies seinen Bruder nur desto vorsichtiger machen, und ihn um so mehr erbittern würde. Er nahm sich daher vor, seinen Aerger darüber zu verbergen, und tröstete jetzt die Tante bloß damit, daß sie ihre Nichte bald wieder finden sollte, und daß er diejenigen, die Theil an dem Streiche genommen hätten, um so mehr bestrafen würde, da sie ihn in seinem Hause verübt hätten. Dies waren die Unruhen, die heute in dem medicaischen Hause vorgingen; wir wollen nun sehen, was in dem Hause des Franziskus vorkiel.

Kap. 18.

Franziskus und Bandini.

Der vertrauteste Freund, den Franziskus in Florenz hatte, war Bernhard Bandini, ein junger Mann, der dem Hause Pazzi große Verbindlichkeiten schuldig war, und den die übeln Begegnungen, welche die Medicis gegen ihn bezeugt, einen tödtlichen Haß wider Julian und Lorenzo eingefloßt hatten. Dieser war bei dem Spaziergange Lorenzo's gewesen, und kam nach dem Mittagsessen zu Franziskus.

Fr. Willkommen Freund.

Bd. Willkommen! Deine Stirn liegt heute sehr in Falten, sie sieht wie ein Tuch aus, das man über eine Sache breitet, die man verbergen will.

Fr. Nun, so will ich lachen.

Bd. Du kannst ja nicht. — Ich will wieder gehen, ich lasse mich ungern in Grillen stören, und wenn sie mir auch das Herz zerreißen wollten.

Fr. Gerade so bössartige Grillen hab' ich — aber bleib. Was giebt's Neues?

Vd. Ich wüßte nichts; das Abenteuer vom
Julian und Kamillen weißt du.

Fr. Nein!

Vd. Du erschrickst?

Fr. Es lief ein anderer Gedanke durch mein
Hirn; erzähle.

Vd. Sie wurden beide bei einer geheimen
Zusammenkunft entdeckt.

Fr. Kamilla und Julian?

Vd. Eben die.

Fr. Wo?

Vd. Im Saale des Orpheus.

Fr. Im Saale des Orpheus?

Vd. Gerade da.

Fr. Wer dir das erzählte, war ein Lügner,
das sag ihm wieder.

Vd. Kein Lügner, ich selbst war ein Augen-
zeuge von diesem Auftritt.

Fr. Du hast Kamillen und Julianen in der
Grotte des Orpheus getroffen? Unmöglich.
Das ist ein Traum, Vandini; denke nur
nach, ich habe oft so lebhaftere Träume ge-
habt, daß ich nach einiger Zeit nicht wußte

nte, ob ich von der Person geträumt, oder ob ich wüßlich mit ihr gesprochen hatte: wenn willst du denn beide getroffen haben?

Vd. Heute vor Tische.

Fr. Hm! nur weiter.

Vd. Entweder liebst du Kamillen, oder Julian hat dir irgend einen Streich gespielt, oder du bist mir ein völliges Räzel.

Fr. Nimm jetzt das letzte an, und erzähle weiter, erzähle ganz von vorne.

Vd. Wir begleiteten den Lorenzo in den medicinischen Garten; wie wir in das Gebüsch kommen, das zu Orpheus Grotte führt, entdecken wir Kamillen mit ihrer Aufferherin.

Fr. Weiter.

Vd. Es wurde das und jenes gesprochen —

Fr. Zum Beispiel?

Vd. Daß sie das schönste Fräulein wäre, daß sie vielleicht nicht ohne Absicht einen Spaziergang so zur Unzeit möchte gemacht haben, und andere gleichgültige Dinge. Unerdessen führt uns Lorenzo in den Saal selbst.

Fr. Nun?

Vd. Wir vermutheten hier einen Liebhaber zu finden, aber wir hatten uns betrogen. Wir gehen einigemal auf und ab, und Lorenzo bekommt Lust, die Fontainen spielen zu lassen.

Fr. So.

Vd. Man schickt zum Röhrenmeister nach dem Schlüssel, er kommt und sagt, er habe ihn Julianen gegeben.

Fr. Wie?

V. Lorenzo aber wollte doch seinen und unsern Wunsch befriedigen, und ließ die Thür aufsprengen, und siehe, da

Fr. Nun?

Vd. Da sitzt unser Julian, in dem Wasserbehältnisse verborgen, und guckt wie ein armer Sünder heraus.

Fr. Tod und Verderben!

Vd. Was ist?

Fr. Vandini, wenn du mich überzeugen kannst, daß deine Erzählung eine Lüge ist, so schenk ich dir mein halbes Vermögen.

Vd. Und wenn du mir die andere Hälfte oben drein schenken wolltest, so kann ich die Cas

che in keine Lüge verwandeln. Du rollst die Augen fürchterlich.

Fr. O, des verhaßten Vuben! aber ich will mich rächen!

Vb. Hast du dir vorgenommen, dich an Julian zu rächen, so hast du an mir einen Mitverbundenen, der dir nützlich werden kann, du kennst mich.

Fr. Vandini, ich bin beleidigt, wie noch kein Mensch beleidigt ward. Aber ich will mich rächen, ich will mich fürchterlich rächen!

Vb. Ich versteh nichts.

Fr. Komm, ich will mein Geheimniß in deinen Busen schütten. Wisse, ich liebe Kamilla.

Vb. Wie?

Fr. Ich selbst habe die Zusammenkunft in der Grotte veranstaltet.

Vb. Und Kamilla hätte dich an Julianen verrathen?

Fr. Unmöglich, Vandini, unmöglich — Kamilla mit der Mine der göttlichen Unschuld, die Verrätherin meiner Liebe? dann hätte die Natur in ihrer Bildung ein Vubenstück begangen! weg mit dem Gedanken,

ich will lieber gegen eine Heilige sündigen,
die ich vom Rosenkranz knüpfe.

Vd. Aber wie soll er in die Grotte gekommen
seyn?

Fr. Vielleicht ist seine Gegenwart ein Unge-
fähr.

Vd. Das sonderbar genug wäre.

Fr. Oder Donna hat ihm davon Nachricht
gegeben —

Vd. Das ist Etwas.

Fr. Beim Himmel, so ist es — du sollst mir
büßen, du verworfnes Geschöpf, du sollst
mir büßen!

Vd. Hm! und wenn du sie auch noch heute
durch die Hand eines Banditen in die Un-
terwelt schiekest, was hast du gewonnen?
dein Nebenbuhler bleibt dir immer, ein
mächtiger Nebenbuhler, der mir um so verz-
hasteter seyn würde — aber vielleicht hat er
gewisse Vorrechte auf Kamillen.

Fr. Vorrechte? Wir lernten sie beide an dem Tas-
ge kennen, da Lorenzo zur Ehre seiner erzeuge-
ten Brut ein Turnier gab: wir waren beide
die letzten im Kampfe; Julian scherzte, sein
Schertz macht mich sonst immer um ein Jahr

ätter, aber diesen Gedanken nahm er mir
 aus der Seele; „Pazzi, rief er, keiner
 von uns wird um den gesetzten Preis
 siegen, er sey Kamilla.“ Dreimal bra-
 chen wir die Lanzen, zum viertenmal rief
 ich: „Kamilla!“ und Julian stürzte,
 so lang wie er war, vom Gaul in den
 Sand hin, und Kamilla war mein! Am
 Abend, bevor der Tanz begann, gestand
 ich ihr meine Liebe; sie schlug ihr Au-
 ge nieder, ihr Augenwink schmeichelte
 mir mit Gegenliebe, und jedes ihrer
 Worte weissagte mir die Erfüllung mei-
 ner Wünsche, und Kamilla war mein!
 Den Tag darauf traf ich sie in Pitt's
 Grotte schlafend, wer führte mich gera-
 de in diesem Augenblicke dahin? es giebt
 eine gewisse unerklärbare Sympathie, die
 uns in der Liebe leitet, diese führte mich
 zur Grotte, und sagte: Kamilla ist dein!
 Hier lernt' ich die Monna kennen, dieses
 verworfne Geschöpf; auf ihr Angesicht ist
 Lücke gebrandmarkt, ihren großen Mund
 hat die Verläumdung geweitet; wenn sie
 spricht, dann liegen ihre Augen verkehrt
 im Kopfe, wie ihre Seele; aber ich will
 den Erdboden Gottes von diesem Wech-
 selbilde reinigen! — Ich glaubte da:

mal, ich müste sie auf meine Seite bringen, und es geschah, sie bestellte meine Briefe, und hielt mich in ewiger Hoffnung. Endlich erhielt ich heute die Zusammenkunft mit Kamillen, nach der ich mehr geschmachtet hatte, als ein Schwärmer nach der Beschauung der Gottheit; wir trafen uns in der Grotte des Orpheus, ich fiel zu ihren Füßen, meinen Augen entströmten Thränen, und um mich her schienen die ehernen Tiger und Löwen von der Quaal meiner Liebe bewegt.

Wd. Und Kamilla?

Fr. Ward durch meine Gegenwart bestürzt, aber diese Bestürzung verräth ihre Unschuld.

Wd. Und wenn nun Julian diese Unschuld verführte?

Fr. O dann segne ihm der Teufel die That im Wade der Hölle!

Wd. Und mit Hohngelächter die süße Beute davon trüge?

Fr. Nein, Vandini, das soll er nicht.

Wd. Was stampfest du mit dem Fuße, wie ein ohnmächtiger Knabe? Weißt du denn nicht, daß die Medicis die Tyrannen des Volks sind? Ich bedauere dich, Franziskus, sieh, du darfst ohne ihre Erlaubniß nicht einmal ein armes Mädchen lieben; bei Gott, das darf doch sonst jeder Schurke. — Was sinnst du?

Fr. Ich will mich von diesem verhassten Nebenbuhler befreien!

Wd. Und der Weg?

Fr. O der soll nicht lang seyn!

Wd. Wie lang denn?

Fr. So lang wie ein Dolch!

Wd. Hier, meine Hand, ich schwöre dir Treue, ich heiße Bandini.

Fr. Bei dieser meiner Rechte schwöre ich ihm Tod und Verderben! — Kamilla, Kamilla, wenn du ihn liebst! Sieh, mit dieser Hand, die deine Knie umschlang, mit dieser Hand würd' ich dich würgen — Ach! Bandini, ich rase, o meine Kamilla, — nein, nichts soll sie mir rauben, und gienge mein Weg über tausend fürstliche Leichen!

Das Gespräch ward unterbrochen, Vandini entfernte sich, und versprach, sich gegen Abend in dem Palaste der Medicis einzufinden, dahin wollte auch Franziskus kommen. — Er blieb den Nachmittag auf seiner Stube, überdachte seine Lage, und war fest entschlossen, sich von seinem Nebenbuhler zu befreien, wenn er fortführe, ihn in seiner Liebe zu stören. Er hatte sich in diese Gedanken so vertieft, daß er die Zeit vergessen hatte, sich in den Palast der Medicis zu begeben. Vandini aber war da, und hörte die Begebenheit von der Entführung Kamillens, welche durch das Rufen der Tante unter allen Bedienten sogleich bekannt geworden war. Er gieng zum jungen Pazzi und erzählte die Sache wie sie war.

Fr. Du bist mir willkommen.

Vd. Das hoff' ich, denn ich bring dir ein ganz neues Märchen.

Fr. Wenn es nur kurz ist, ich bin nicht aufgelegt.

Vd. So kurz wie ein Stoßgebet in verzweifelten Nöthen; Kamilla ist entführt, und Julian der Entführer!

Fr. Kamilla entführt!

Vd. Was staunst du? ich habe noch keine beständige Tugend eines Mädchens gekannt, so gepriesen sie war, ward sie von einem dunkeln Zimmer bestochen. Franziskus, hat dich mein Märchen versteinert? Franziskus!

Fr. Was ist?

Vd. Kamilla entführt und Julian der Entführer!

Fr. O, daß die Hölle sie verschlänge, die Liebe verrathen! ich hör' ihr Hohngelächter bei der buhlerischen Umarmung, hat jeden Kuß soll ein Dolchstich ahnden; o Rache, Rache!

Vd. Ja, Rache, Franziskus!

Fr. Stieh, stieh, verworfner Julian, — wenn du dich dann vor meinen Füßen im Blute wälzest, „Erbarmung, Franziskus!“ rufest, — Dube, nenne meinem Namen nicht! Erbarmung! kannst du rufen, Franziskus, soll mein Dolch auf deinen Lippen ersticken. — Kommi, Vandini, ich muß ihn auffuchen.

Vd. Wenn du ihn hassst, so laß ihn noch leben.

Fr. Ich will ihm das Herz aus der Brust reißen, und den Hunden vorwerfen!

Vd. Kühle deine Wuth ab, und höre mich —

Fr. Ach, Kamilla entführt! Kamilla und Tugend! Vandini, hat er auch meine Kamilla entführt?

Vd. Die Kamilla, mit der du heute in der Grotte des Orpheus gewesen bist — aber höre mich.

Fr. So muß auch sie sterben. Kamilla, du warst eines langen Lebens werth!

Der Name Kamilla verzärtelte das Herz des Franziskus; er sprach die letzten Worte mit einem Ton aus, der seine heftige Liebe verrieth; wie ihm aber Vandini vorstellte, daß sie nothwendig in die Entführung müsse gewilligt haben, und daß, da sie Julians unerlaubten Umgang einer rechtmäßigen Ehe vorzöge, sie ein Fräulein ohne Ehrgefühl seyn müsse; so bekam Franziskus die entehrendsten Vorstellungen von Kamillen, und betrachtete sie als ein Mädchen, das des Glücks nicht werth sey, daß er mit ihr habe theilen wollen. — Aber im Grun-

de liebte er sie doch noch immer. — Den übrigen Theil des Abends bis spät in die Nacht berathschlagten sich beide, wie sie Juliens Ermordung bewerkstelligen wollten. Franziskus hatte anfangs keinen andern Zweck, als seine Eifersucht zu befriedigen, aber man gieng bald weiter, und entwarf einen höhern Plan.

Fr. Ich hab' eine ganze Schale voll Gift des tödtlichsten Hasses getrunken, es läuft durch alle Adern, und ruft Rache; es wird mein Eingeweide verzehren, wenn kein Mord mich abkühlt.

Ed. Und doch mußt du mit deiner That zögern; höre meine Gründe. — du bist ein Mann, der jeden Vorzug hat, den die beiden Medicis besitzen, und der überdem noch tausend Tugenden aufweisen kann, die ihnen fehlen, aber lassen sie dich wohl, mit allen diesen Talenten für den Staat, nur über einen Maulwurfs-Hügel der Republick gebieten? du sitzt da mit der Kraft eines Riesen, und mußt deine Stärke an einem Zwirnsfaden üben, wie ein spielendes Mädchen. Ich habe
man!

manchen Bürger sagen hören; Franziskus war ein großer Mann, aber — der Bürger zuckte die Achseln, ich zuckte sie nicht, denn ich sah einer glänzenden Scene entgegen. Franziskus, diese Scene ist da, jetzt spiele eine Rolle, wie sie deiner würdig ist, laß beide Brüder sterben.

Fr. Vandini, wer theilt dir meine geheimen Gedanken mit?

Vd. Der Genius der Freiheit — Aber höre mich ganz. Wolltest du Julianen allein tödten, und den Lorenzo am Leben lassen, so würde ihn schon die Ehre seiner Familie zwingen, den Tod seines Bruders zu rächen, also auch Lorenzo muß sterben, und dann ist das Ruder des Staats in deinen Händen; du bist auf einmal für das erlittene Unrecht, für die despotischen Bedrückungen, für die grausamen Gewaltthätigkeiten dieser Tyrannen, und für die gekränkte Liebe entschädigt; du mußt also deiner Privatrache den Anstrich der Vaterlandsliebe geben. Freiheit und nicht Kamilla, darf die Lösung seyn; Freiheit, Franziskus, und wenn dein

Monatsschr. f. Dam. P

ne Kamilla werth wäre, daß man um sie ein zweites Ilium zerstörte: glückt dann deine That, so nennt man sie Patriotismus, und dich den Vater des Vaterlands; glückt sie nicht, so nennt man sie eine rechtmäßige Empörung, und dich einen zweiten Brutus; aber sie wird glücken.

Fr. Sie muß glücken, sie haben ihr Raubnest auf keinem so hohen Felsen gebaut, daß sie der Pfeil des Jägers nicht träffe. Tausendmal hab' ich meinen Oheim und meine Vettern zu diesem Unternehmen ermuntert, und immer umsonst; sie scheuen die Gunst des Volks gegen die Medicis, und bedenken nicht, daß der Pöbel seine Gunst mit dem Leichname seiner Wohlthäter begräbt. — Dank, Vandin, für deinen freundschaftlichen Rath, vielleicht hätte mich mein heftiger Groll zu Handlungen verleitet, die mich gereuen könnten! du hast mir gezeigt, wie ich meine Rache mit Klugheit und Vortheil verzögern kann; nun laß uns auf Mittel denken, unsre Entschlüsse auszuführen, sie sind kühn und groß, und wir müssen sie reiflich überdenken. Es ist jetzt spät in

der Nacht, gehe nach Hause, unser Gott
wird uns wach erhalten, und die Nacht
wird uns das Nachdenken erleichtern.
Leb wohl! heute noch Franziskus und
Bardini, bald aber die Beherrscher von
Florenz.

Vb. Und der Gemal von Kamillen.

Fr. Wenigstens ihr Besizer.

Kap. 19.

Julian besucht Kamillen auf Moris Land-
gute.

Kamilla war auf Moris Landhause
angekommen, und Julian zeigte sich seinem
Bruder, der Prinzessin und dem ganzen Hofe.
Er wollte dadurch den Verdacht von
sich entfernen, und besonders die Anschläge
seines Bruders ergründen. Allein er ward
in seiner Erwartung getäuscht, er glaubte,
Lorenzo würde seinen Zorn über die Vereis-
telung seines Entwurfs zeigen, und er fand
ihn vielmehr ruhig; er sah wohl ein, daß
diese verstellte Ruhe einen desto tiefern
Schmerz, und geheime Anschläge verbarg;
er entschloß sich daher, eine noch größere

Behutsamkeit zu beobachten, als er wider
offenbare Gewaltthätigkeiten seines Bruders
würde beobachtet haben. Er hatte sich vor-
genommen, noch diese Nacht Kamillen zu
besuchen, aber bei diesen Umständen wagte
er's nicht; er war überzeugt, daß man sei-
ne Schritte beobachten und auf diesen Schrit-
ten Kamilla's Aufenthalt entdecken würde;
er schrieb also blos folgende Zeilen.

„Sie haben alles für mich gethan, mei-
ne Kamilla; könnt' ich Ihnen doch
den heißen Dank dafür mündlich ab-
statten! aber unser gemeinschaftliches
Wohl hält mich heute davon ab; mein
Bruder ist ganz stille, und seine Stille
verbirgt ein Ungewitter, deswegen
muß ich heute noch in Florenz bleiben.
Aber ich werde sobald als möglich zu
Ihnen fliehen, um zu Ihren Füßen
noch einmal die ewige Treue zu schwö-
ren, und das Band zu knüpfen, das
kein Schicksal auflösen soll. Rechnen
Sie also auf Juliāns ewige Liebe; der
Kang, den er ihnen geben wird, ist
nur ein kleiner Beweis davon. Leben
Sie wohl!“

Diesen Brief übergab er einem sichern Manne, der ihn auf dem geheimen Wege, den man für dieses Geschäfte bestimmt hatte, zu Kamillen brachte; sie empfing ihn mit einer unaussprechlichen Freude; freilich hätte sie in ihrer zärtlichen Ungeduld mehr die Gegenwart ihres Julians, als einen Brief von ihm gewünscht; aber Donna zeigte ihr die übeln Folgen, die aus diesem Besuche hätten entstehen können, und stillte ihre verliebte Unruhe.

Auch den folgenden Tag beobachtete Lorenzo ein tiefes Stillschweigen wegen Kamillens Entführung, und der ganze Hof, es sey aus Politik oder aus Neigung für den Julian, that das nämliche. Unterdessen aber war Lorenzo mit nichts mehr beschäftigt, als den Aufenthalt der Kamilla zu entdecken; er ließ alle Ausgänge von Florenz mit Spionen besetzen, die auf Julians Wege Achtung geben sollten. Julian erfuhr auch dieses durch die Kammerfrau der Prinzessin, und konnte seine Maßregeln darnach nehmen.

Er suchte mit seinem Freunde Notti ein Mittel, den Augen seiner Ausläurer zu

entgehn. Die Liebe ist erfinderischer als alles; man sehe, wie sie es anfangen. Sie verkleideten sich in Mönche, verhüllten den Kopf mit einer Kappe, giengen am hellen Tage zu Fuße aus Florenz, kamen an den Ort, wo schon andre Kleidung bereit lag, und von hier glücklich zu Kamillen. Man denke Julians Liebe und ihre Stärke, man denke seine Sehnsucht, deren Erfüllung man so viele Hindernisse entgegen gesetzt hatte; man denke Kamillens zärtliches Herz, und die süße Bangigkeit, mit welcher sie auf ihn wartete. Meine Kamilla! rief Julian aus, und nichts mehr. Mein Julian! sagte Kamilla, und beide sanken in stumme Umarmung; dann wollten sie sich tausend Versicherungen ihrer Liebe geben, aber sie zerschmolzen alle in glühenden Küffen.

Nachdem diese Scene der süßen Betäubung vorüber war, so trug Julian seinen Entschluß vor, den er nach der Lage seiner Umstände mit Mori gefaßt hatte, er zeigte ihr alle seine Verhältnisse, in welchen er mit seinem Bruder, mit dem alten Thomas Coderini, mit dem Staate u. lebte, und erklärte ihr, daß er sie nicht mit dem Glanze heiraten könnte, wie er es wünschte, daß

er sie vielmehr jetzt heimlich ehelichen müsse, damit nicht etwa ein Hinderniß, das man einer öffentlichen Heirat entgegen stellen möchte, ihre Verbindung durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall störte; Lorenzo würde eine geschehene Sache, die sich dann nicht mehr ändern ließ, billigen müssen, und es wäre nach der Lage aller Umstände nothwendig, vorß erste die Verbindung zu verbergen, und die Feierlichkeit der Vermählung ins künftige zu begeben. — Freilich verwundete dieses die Zärtlichkeit der Kamilla, aber sie sah auch, daß dieß der einzige Weg war, Julians Gemalin zu werden. Von der Gewalt der Liebe gefesselt, stimmte sie in seinen Entschluß; es ward ein Kontrakt gemacht, den die vertrautesten Freunde unterzeichneten, und zuletzt fügte man noch die Ceremonien der Kirche hinzu. Julian war also nun Kamillens Gemal, und kehrte den andern Tag darauf eben so unbemerkt nach Florenz zurück, als er hies ausgegangen war.

Kap. 20.

Lorenzo sucht Kamillens Aufenthalt zu entdecken.

Lorenzo hatte erfahren, sein Bruder sey verschwunden, aber keiner seiner Spione konnte sagen, wohin, er wußte auch, daß Kamilla nicht in Florenz war, aber ihren Aufenthalt konnt' er nicht errathen. Er kannte zwar den jungen Mori als den Vertrauten seines Bruders, aber diesen hatte man so wenig vermißt, als den Julian selber, denn er war sogleich die nämliche Nacht, da er Kamillen auf seine Villa gebracht hatte, zurückgekehrt, und erschien am Morgen unter den übrigen Hofleuten. Unterdessen hatte sich Lorenzo vorgefetzt, Kamillens Aufenthalt schlechterdings zu entdecken, und er fieng es auf folgende Art an.

Er versammelte einen geheimen Staatsrath, der aus den vertrautesten Magistratspersonen bestand, und beschloß mit ihnen, unter dem Vorwande, daß ein Verbannter, den man nicht zu nennen brauchte, in das Gebiet der Republik zurück gekommen sey, der in der Gegend von Florenz unter Bes

günstigung des Pabstes, des Königs von Neapel und einiger unruhigen Bürger eine Unternehmung wider die Regierung vorhätte, Kamillen in der benachbarten Gegend aufzusuchen. — Dies ward mit so viel Genauigkeit ausgeführt, daß während der Zeit, da Julian entzückt über den Triumph seiner Liebe, und über das Glück seiner Vermählung, nach Florenz zurückkehrte, Kamilla auf Moris Landgute entdeckt, nach Sizole ins Kloster gebracht, und ihrer Nonna beraubt ward. Julian hätte sich eher alles einbilden können, als das unvermuthete Unglück, das seiner Gemalin wiederfuhr. Sie sank bei der Nachricht in Ohnmacht, die Leute, die Lorenzo zu ihrer Aufsehung bestimmt hatte, wurden so sehr von ihrem Anblick gerührt, daß, wären sie nicht von der Furcht vor Lorenzo's Unwillen angetrieben worden, sie Kamillen gern geschont hätten. Nonna richtete sie einigermaßen dadurch auf, daß es Julian bald erfahren müsse, und daß er die Beschimpfung rächen würde. Darauf gab sie ihr den zärtlichen Abschiedskuß einer Mutter, den aber Kamilla in ihrem Schmerz nicht fühlte, denn das kränkte sie am tiefsten, daß ihre Nonna, ihre Freundin, ihre Rathgeberin, ihre Vertraute, ihre Mutter,

kurz alles, was sie im Unglück hätte trösten können, ihr genommen wurde.

Kap. 21.

Lorenzo und Julian.

Lorenzo gab also seinen Plan, die junge Bianka an seinen Bruder zu vermählen, nicht auf. Kaum war Julian wieder in Florenz erschienen, so gieng er auf sein Zimmer, und sagte ihm alles, was ihm die Politik und die übrigen Verhältnisse nur eingeben konnten, um zu seinen Absicht zu gelangen, und aus Julians Herzen eine Liebe zu reißen, die er für die medicische Familie so verderblich fand. Das Gespräch endigte sich so:

Jul. Soll ich meine Liebe dem Staate aufopfern?

Lor. Die Vaterlandsliebe ist eine höhere Pflicht, und eine große Empfindung, der Aufopferung eines Mädchens wohl werth.

Jul. Eines Mädchens, aber keiner Kamilla. Und ist denn die Bürde eines Fürsten nicht schon schwer genug? soll ich auch noch für den Staat der Liebe entsagen,

und nicht einmal das Mädchen wählen, an dessen Busen ich mich von meinen Mühseligkeiten erhole? Wenn das die Vaterlandsliebe fordert, so ist sie freilich eine Empfindung, in welche du mich niemals einweihen wirst.

Lor. Und der Erfolg, den unser Haus davon empfinden wird?

Jul. Deine Furcht ist vergeblich. Unser Glück ist die Arbeit von einem ganzen Jahrhunderte; sollten wir nicht im Stande seyn, uns darin wider einen Soderini zu erhalten? Glaub es mir, deine Furcht ist vergeblich. — Doch hat es mir gefallen, daß du die Stille, die bisher unter uns geherrscht hat, auf eine vertrauliche Art unterbrochen hast; und damit du siehest, ich bin dankbar gegen dich, so will ich dir etwas entdecken, was außer meinen Vertrauten noch kein Mensch weiß: Kamilla ist meine Gemalin.

Lor. Kamilla deine Gemalin? und du hast dich so vergessen können!

Jul. Der Mensch vergißt sich zuweilen, du kannst dir jetzt zum Beispiel die:n. — Aber zur Sache. Ich habe dir meine

Gemalin entdeckt; dies Zutraun sey dir ein Beweis von meiner brüderlichen Liebe, und das Geheimniß kann dich von der Achtung gegen dich und unser Haus überzeugen. Du kannst nun eine von diesen beiden Partien wählen, entweder meine Heirat zu begünstigen, und sie so lange geheim zu halten, als es die Politik erfordert, oder, wenn du glaubst, meine Liebe noch durch irgend ein Hinderniß stören zu können, sie öffentlich bekannt zu machen, wähle.

Dieses so unerwartete Gespräch zerriff auf einmal Lorenzo's Entwürfe; er gab sonst nicht gern einen Plan auf, aber die Zärtlichkeit für seinen Bruder, und die Furcht, durch brüderliche Uneinigkeit die Feinde des mediceischen Hauses zu einer Unternehmung wider dasselbe zu reizen, bestimmten ihn zu einem Entschlusse, der seinen vorigen Absichten zuwider war. Er hielt es für das Beste, die Heirat zu begünstigen, und sie wegen verschiedener Verhältnisse noch geheim zu halten — er gieng einigemal auf und ab, und antwortete seinem Bruder:

„So will ich dich denn nicht in dem Besitz eines Glücks stören, das du

für dein höchstes Gut hältst. Ich hab' es bisher gethan, du weißt meine Gründe; aber unter den vielen Gründen ist keiner, der von Haß oder Abneigung gegen dich zeigte, ich lieb' und schätze dich noch, wie ich dich immer liebte und schätzte. Kamilla ist also deine Gemalin, auch mit meiner Genehmigung; nur verlang' ich von dir, daß du diese Verbindung nicht eher bekannt machst, als ich es für gut finden werde.“

Unter dieser Bedingung gab ihm Lorenzo eine Schrift, worin er seines Bruders Vermählung mit Kamillen billigte, und versprach ihm auch die Bewilligung der Tante zu bewürten, weil man diese mit in das Geheimniß verbinden mußte. Julian umarmte seinen Bruder, und wollte ihm nun Kamillens Aufenthalt auf Mori's Villa entdecken; seine Freude ward auf einmal verleidet, da ihm Lorenzo ihren Aufenthalt sagte. — Kaum konnt' er zurückgehalten werden, noch in demselbigen Augenblick zu Kamillen zu stehen, und sie zu befreien. Allein Lorenzo beruhigte ihn. „Diese Begegnung, sagte er, schmerzt dich, und ich bitte dich deswegen um Verzeihung. Doch höre

einen Vorschlag. Laß Kamillen im Kloster zu Fizzola, wir wollen ihr da die Monna wiedergeben, das Geheimniß der Aebtissin anvertrauen, und Kamillens inneres Gemach so einrichten, daß du von außen hinein kommen kannst. Auf diese Art wird deine Vermählung am wenigsten entdeckt werden.“ Julian gieng es ein, und beide nahmen so weise Maßregeln, daß nur die Vertrauten des medicesschen Hauses die ganze Begebenheit erfuhren.

Kap. 22.

Kamilla im Kloster.

Kamilla war in dem Kloster angekommen; die Aebtissin wußte ihre Geschichte, sie schenkte ihr das zärtlichste Mitleid, richtete sie auf, und brachte sie noch diesen Nachmittag zu der Gesprächigkeit der Menschen, die voll von ihrem Schicksal, uns ihre Lebensgeschichte so gern mittheilen, und wenn wir ihnen auch ganz unbekannt sind. „Ach, sagte Kamilla, wie viel hab' ich in meinem kurzen Leben gelitten! Wie viel Leiden muß das menschliche Leben fassen! ich hab' erst achtzehn Sommer gelebt, und so viel Jammer erduldet, als mir die Welt nicht glauben mag. — Sie wü-

sen nicht, wie elend ich bin; ich habe meine Mutter verloren, da ich erst vier Jahr alt war, damals mag ich sie wenig beweint haben, aber ich hab' ihr noch alle Thränen nachgesweint. — Ich habe meinen Vater verloren, er starb in der Verbannung, und ich durst' ihm nicht einmal seine sterbenden Augen ausdrücken; ich habe meine Brüder und Schwestern verloren! ach Brüder, Schwestern, Vater, Mutter! — ihr seid alle todt! — Ich weine, ich muß weinen. — Julius war der letzte meiner Brüder, wie schnell ward er mir geraubt! die Morgensohne beschien sein frohes junges Angesicht, und am Abend beschien der Mond seinen Grabhügel. — O, wenn er doch auch den meinigen beschiene! nehmet mich auf ihr Seligen, in eure Wohnungen, ich habe genug geduldet, nehmt mich auf, vielleicht würd' ich Julians Schutzgeist; wie wachsam und zärtlich wollt' ich ihn umschweben! empfang mich bald, bald du Wohnsitz der Seligen, ich werde sein schützender Engel.

In allen Gesprächen kam sie zuletzt auf ihren Julian. Die Aebtissin fragte sie nach dem Anfang ihrer Liebe; sie nannte den Tag, da Lorenzo das Turnier gab. „Der Tag war der Anfang meiner unglücklichen Liebe, er sah

mich, ich sah ihn, und Blick und Liebe war Eins. — Die Nacht darauf bezauberten mich Träume von ihm, ich erwachte oft, und wenn ich erwachte, hör' ich mich immer noch rufen: Julian! Ich erschrock, und rufte die Tante, ob mich nicht vielleicht mein Traum verrathen hätte; die Glückliche, sie schlief und ich weinte. — Aber war ich ihm doch unbemerkt geblieben! wie manche Blume stirbt auf einsamen Bergen, von keinem sanften Weste gekost, von keiner lieben Hand gepflückt, und ist sie so unglücklich, wie eine ihrer Schwestern, die von dem Beete gepflückt wird, und die dann die Menschen unbarmherzig mit ihren Füßen im Staube zertreten? War ich ihm doch unbemerkt geblieben, er wäre glücklicher. Ich will diese öde Zelle nicht wieder verlassen, hier will ich meine Liebe verseufzen, — ach! bin ich eine Sünderin, wenn Julian mein Heiliger ist?“

Ein Brief vom Julian unterbrach ihre Klagen! er schrieb ihr die Lage der Umstände, tröstete sie auf das zärtlichste für den erlittenen Kummer, und versprach, sie noch dieselbe Nacht zu besuchen. — Er kam eher, als er versprochen hatte, und fast mit dem Briefe

zu

zugleich. Der Austritt war rührend. Julian, den es so sehr schmerzte, daß er Schuld an alle den Leiden war, umschlang sie weinend, flehte Verzeihung für sich, für Lorenzo, für alle, die nun mit ihm und Kamillen ausgeöhnt waren; von einer Kamilla war es nicht schwer, Verzeihung zu erlangen, sie klagte sich selbst als die Schuldige an, und weinte Thränen der Freude, daß sie sich nun endlich beide, durch so viel Schicksale geprüft, ruhig besitzen könnten.

Jul. Ja, nach so viel bestandenen Leiden, o meine Kamilla, wie süß sind da die Zähren!

Kam. Ich fühle die Wollust, die in der Erinnerung vergangener Geschichten liegt.

Jul. Nun bist du ungestört die Weinige, nur soll uns nichts mehr trennen.

Kam. Auch der Tod nicht; er soll grausam seyn, aber hat er wohl je ein Beispiel solcher Liebe gekannt? er wird uns nicht trennen.

Jul. Nein, er wird uns nicht trennen; einst, wenn uns nach späten Jahren das Alter beschleicht, ach da umarmen wir uns noch

Wothatschr. f. Dahn.

W

einmal, sinken in süßen Schlummer da-
hin —

K. Und erwachen beide jenseit des Grabes zu
neuen Freuden der Liebe. O, mein Jus-
lian!

J. O, meine Kamilla!

Die Armen! sie wußten nicht, welches
Schicksal auf sie wartete. — Den andern
Morgen kehrte Julian nach Florenz zurück;
er besuchte sie fast täglich, doch bemühte er
sich, auf alle Art seine Besuche zu verbergen.
Man wußte es in Florenz, daß Kamilla im
Kloster war, aber man glaubte, sie habe den
Borsatz gefaßt, ihre Liebe den stillen Freuden
der Religion zu weihen, und Julian habe der
Liebe wegen sie entsagt.

Kap. 23.

Franziskus sucht außerhalb und innerhalb
Florenz Hülfe wider die Medicis.

Franziskus brachte jene schreckliche Nacht,
in der er den beiden Medicis den Tod schwur,
schlaflos zu; er sah bald ein, daß er Leute in
seine Verschwörung ziehen müsse, die ihn durch
Macht und Ansehn unterstützten, und die er

nach dem Tode der Medicis und ihrer Anhänger in die Stellen der Ermordeten einsetzen könnte. Er mußte auf auswärtige und innere Unterstützung denken; er richtete sein Augenmerk auf den Pabst und den König von Neapel. Er begab sich daher mit Erlaubniß des Staatsraths nach Rom, unter dem Vorwand, einige Rechnungen seiner Wechselbank in Ordnung zu bringen. Hier traf er schon den Fürsten von Furli, den er nach Rom eingeladen hatte, um seine Angelegenheit dem Pabste vorzustellen. In einer langen Zusammenkunft zeigte Franziskus dem Fürsten, daß er, da der Pabst schon alt wäre, und bald sterben könnte, auf Mittel bedacht seyn müsse, den Staat, den er durch die Freigebigkeit seines Vaters erhalten, auch noch nach dem Tode desselben zu behaupten. „Aber, fuhr er fort, so lange die Medicis Herren von Florenz seyn werden, dürfen Sie niemals auf den ruhigen Besitz dieses Fürstenthums rechnen. Bei der ersten Veränderung des heiligen Stuhls werden sie, vom neuen Pabst unterstützt, alle mögliche Versuche wagen, Ihnen Ihre Besitzungen zu entreißen. Unsre Freundschaft, die wir so fest geknüpft haben, macht es uns zur Pflicht, auf unser gemeinschaftliches Wohl zu

denken; ich habe Ihnen die Gründe gesagt, die Sie zur Unterdrückung der Medicis auffordern können; die Gründe, die mich auffordern, sind Ihnen bekannt genug. Ich habe einen Entwurf gemacht, diesen Tyrannen der Republik die willkührliche Macht zu entreißen, die sie wider mich und meine Familie schon so lange gemißbraucht haben, und welche sie gegen Ihr Fürstenthum und Ihre Person, die ihnen so verhaßt ist, gewiß noch mißbrauchen werden. Soll eine Unternehmung wider diese beiden Männer glücken, so muß uns der Pabst mit seiner ganzen Macht unterstützen. Ich weiß, wie viel Sie bei Ihrem Vater gelten, wollen Sie diesen Einfluß, den Sie bei ihm haben, zu meinem Vortheil, und eben so sehr zu dem Ihrigen nutzen, so werden Sie mir einen Beweis Ihrer ächten Freundschaft geben, und dadurch für Ihr eigenes Wohl auf die Zukunft sorgen. —“ Der Fürst sah bei dieser Unternehmung seinen offenbaren Vortheil; er willigte in den Vorschlag seines Freundes, und trug die Sache dem Pabste vor. Der Pabst ließ sich von diesem Sohne unumschränkt regieren; es ward also nicht schwer, seine Einwilligung zu erhalten; er versprach ihm, dies Unternehmen zu unterstützen, und er that es mit so vielem Eifer, als wenn er das Ober-

haupte der Verschwornen wäre. — Der Fürst
gieng zu dem jungen Pazzi zurück, und bracht
ihm die angenehmste Nachricht.

Franziskus hatte nun einen Beweis von
der Bemühung seines Freundes für sich, und
glaubte, ihm nun seinen fernern Plan entde-
cken zu müssen, nämlich den Tod der beiden
Medicis. „Sie erinnern sich aus der Vater-
landsgeschichte, sagte er zu ihm, daß ehemals
auch Kosmus in dem Laufe seines wachsenden
Glücks aufgehalten ward; man verbannte ihn
aus dem Vaterlande. Aber Sie erinnern sich
auch, daß dieser Kosmus nach Verfliehung et-
nes Jahres zurück berufen ward, und weit der-
spotischer herrschte, als vorher. — Sollte dies
Beispiel nicht schon Beweis genug seyn, daß
der einzige Weg, der Republik von Florenz die
Freiheit, mir und den übrigen Unterdrückten
ihre alten Rechte, und Ihrem und allen Staats-
ten von Italien ihre Sicherheit wiederzuge-
ben, daß der einzige Weg dazu, der Tod der
beiden Medicis ist? der Tod, und nicht die Ver-
bannung. — “ Auch in diesen Entschluß stimm-
te der Fürst von Furl, und in den Entschluß den
König von Neapel mit in das Bündniß zu ziehen.
Franziskus unternahm eine Reise dahin, um
ihn auf seine Seite zu bringen. Der König

hatte schon lange gewünscht, Pisa zu besitzen, und glaubte, daß er durch den Umsturz der Medicis nicht nur Pisa erlangen, sondern noch andre große Vortheile für seine Staaten ziehen würde; er gab daher dem jungen Pazzi die günstigste Antwort, und versprach ihm, daß alle die Truppen, die an den Grenzen seines Landes lägen, Befehl erhalten sollten, zu gehorchen.

Franziskus kam wieder nach Rom zurück, und beschloß mit dem Fürsten von Furl, ihren Entwurf dem Salviati zu entdecken. Salviati war wider Willen der Medicis zum Erzbischof von Pisa ernannt worden, und wurde von den Medicis eben so sehr gehaßt, als er sie wieder haßte; denn sie legten ihm tägliche Hindernisse in den Weg, seiner Würde in Ruhe zu genießen. Franziskus reiste zu ihm, und entdeckte ihm die Verschwörung. Der Haß, den Salviati gegen die Medicis hatte, und sein Vortheil, den er bei dieser Unternehmung fand, bestimmten ihn sogleich auf die Seite des Franziskus zu treten. Salviati's vertrauter Freund war der Graf Joh. Baptista von Montesecco; er kommandirte jetzt ein Corps Truppen in Diensten des Papstes, ehemals hatte er in Diensten der Republik Flo

renz gestanden, und hatte noch einige alte Besoldungen an ihr zu fordern, welche die Medicis ihm vorenthielten, daher war er wider dies Haus sehr aufgebracht. Montesecco war ein eben so kluger als herzhafter Mann, Salviati wünscht ihn daher mit in die Verschwörung zu verwickeln; aber dies hielt sehr schwer, weil er diese Unternehmung nicht für so leicht hielt, als es sich der Erzbischof vorstellte. „Der Pabst, sagte er zu dem Franziskus (der sich heimlich bei dem Erzbischof aufhielt), der Pabst hat Ihnen seine Hülfe versprochen, aber wie kann ich seine Truppen in Bewegung setzen, da ganz Italien in Frieden lebt? Ich gesteh' Ihnen zu, daß Sie eine zahlreiche Verschwänderschaft in Florenz haben, aber zu wenige davon nehmen an der Regierung Theil. Ferner, man wird die Medicis leicht ermorden können, aber sie müssen beide auf einmal sterben, dies kann die weisesten Maßregeln zerbrechen. Und endlich bedenken Sie die blinde Liebe des Volks für das medicische Haus, und die Anhänglichkeit derjenigen an sie, die unter dem Schatten einer Macht an der Regierung Theil haben; dies alles kann die ganze Verschwörung vernichten.“ — Franziskus widerlegte den Montesecco mit so überredender Beredsamkeit, daß dem Grafen kein Ein-

wurf unbeantwortet blieb. Selbst für die Bewegung der Truppen erfand er ein Mittel, und dies schien unter allen bei weitem das schwerste. „Der Herr von Faenza, sprach er, hat sich eines kleinen Gebiets, welches dem Pabste und den Florentinern gehört, unrechtmäßiger Weise bemächtigt. Er ist jetzt gefährlich krank, dies giebt Vorwand genug, die Truppen in Bewegung zu setzen. Sollten die Medicis deswegen Verdacht schöpfen, so zeigen Sie Ihnen die Befehle des Pabstes, das Gebiet von Faenza nach dem Tode des jetzigen Besitzers einzunehmen. Da dies Gebiet den Medicis zugleich gehört, so werden Unterhandlungen zwischen dem römischen und florentinischen Hofe angefangen werden. Sie werden von Florenz nach Rom, und von Rom nach Florenz reisen, wo Sie dem Fürsten von Fursli und dem Pabste die genauesten Berichte von dem Fortgange unsrer Unternehmung abstaten können. —“ Wider diesen Vorschlag ließ sich kein Einwurf machen, und Montesaffo war nun ein Mitverbundener.

Nun dachte Franziskus auf die innere Unterstützung in Florenz. Sein Oheim war das Orakel der Familie der Pazzi; wenn er den für seine Unternehmung gewann, so

hatte er in Florenz auf einmal tausend Mit-
 verschworne. Aber wie sollte man ihn da-
 zu bereden? man hatte ihm schon so oft
 ähnliche Entwürfe vorgetragen, aber er hat-
 te sie allezeit mit Standhaftigkeit verworfen.
 Franziskus und Monteseffo machten den
 Versuch; damit aber der letztere nach Flo-
 renz kommen könnte, so stellte der Fürst von
 Surli dem Papste vor, den Grafen dahin
 zu schicken, um sich wegen der Theilung von
 Faenza mit den Medicis in Unterhandlung
 einzulassen. Dies Geschäft führte Monteseffo
 öffentlich aus, und besuchte mit dem
 Franziskus den Ritter Jakob im Verborgenen.
 Monteseffo stellte ihm die Genehmigung des
 Papstes vor, und dessen thätige
 Hülfe; er sagte ihm, daß die päpstlichen
 Truppen in der Nähe von Florenz seyn
 sollten, um im Fall der Noth den Ver-
 schwornen zu Hülfe zu kommen, daß er selbst
 bei der Ermordung zugegen seyn würde, daß
 er eine Menge von seinen tapfersten und
 getreuesten Soldaten heimlich nach Florenz
 ziehen wollte, welche den Widerstand der
 entgegengesetzten Partei leicht vereiteln wür-
 den; allein Jakob von Pazzi fand so viele
 Schwierigkeiten, daß er sich durchaus nicht
 entschließen konnte, und daß endlich Monte-

selko an aller Ueberredung zweifelte, und schwieg. Franziskus nahm also zuletzt das Wort allein.

Fr. So wollt ihr also nicht in unsere Verbindung treten, Oheim?

Zak. Ihr habt meine Gründe gehört; die Macht der Medicis hat zu tiefe Wurzel gefaßt.

Fr. Eine kühne Art fällt auch die hundertjährige Eiche.

Zak. Wohl; aber habt ihr auch reiflich überlegt, daß die Medicis den ganzen Magistrat auf ihrer Seite haben? daß sie von den Soderini's und andern angesehenen Familien unterstützt werden? daß sie in Verbindung mit vielen mächtigen Staaten Italiens stehen? daß sie vom Volk wie zwei Götzen angebetet werden? Was soll man unter solchen Umständen thun?

Fr. Sie tödten!

Zak. Glaubt ihr, man könne die Häupter der Tyrannen so leicht abschlagen, wie der muthige Knabe die Distelköpfe mit seinem Stabe abmäht?

Fr. Oheim, ich bin ein Mann, und Monteseffo ist ein Mann, und Salviati, und der Fürst von Furli, und der König von Neapel, und der Pabst von Rom sind Männer; was wollt ihr mit euern müthigen Knaben? — Sind wir nicht stark genug, diese That auszuführen? Uns fehlt bloß noch ein Mann, und das seyd ihr. — Ich gieng zu euch und zweifelte an eurer Unterstützung nicht; dies konnt' ich nicht, sonst müßt ich auch an den Stau-penschlägen gezweifelt haben, mit welchen die Medicis euch und unsre Familie geizseln. Sie haben unser Vermögen geschmälert, unsre alten Rechte gekränkt, uns aller Würden entsetzt, uns von der Regierung ausgeschlossen. Ihr seyd ein Mann, der die höchsten Ehrenstellen im Staate bekleiden sollte; aber nemmt mir die niedrigste, von welcher sie euch nicht entfernt hätten? Und das wollt ihr ertragen? von den Medicis ertragen, die so willkührlich mit uns umgehen, wie mit Sklaven?

Jak. Das ist freilich unerträglich.

Fr. Wozu wollt ihr euch also entschließen?

Jak. Ihr habt meinen Entschluß schon ge-
 hört.

Fr. Wohl; ihr scheint mir werth, als Greiß
 die Insignien des Diktators von Florenz
 zu tragen, aber ich sehe, ihr wollt auf
 die Ehre im Staate keinen Anspruch machen.
 Die Freiheit des Vaterlandes ist euch ein
 eitler Name, und daran thut ihr gar
 wohl, denn ihr habt kein Vaterland.
 Zwar seyd ihr in Florenz geboren, und
 lebt in Florenz; aber ihr lebt mitten in
 eurem Geburtsort im Exil, ohne Würde,
 ohne Ehrenstelle, ohne Einfluß im Staate;
 unterdrückt und in Staub getreten.
 Verzeiht, ich habe mich in eurer Per-
 son betrogen, ihr seyd nicht der alte
 im Oheim mehr, der Patriotismus ist in
 euch verloschen, der Haß gegen die Mes-
 sias ist erstickt, eure Ehrbegierde ist ver-
 schwunden, und die Liebe zu eurem Hau-
 se ist unglücklichweise verloren gegangen:
 das wußt ich nicht, sonst wär' ich mit
 Monteseffo vor eurem Hause vorbei ge-
 gangen. Hier, Monteseffo, härt' ich ge-
 sagt, wohnt mein Oheim in der Ver-
 bannung, er hat ein schwaches Gedäch-
 tniß, denn er hat Vaterland und Familie

vergessen, kommt weiter. — Aber wißt, ihr sollt mein Orakel nicht seyn, ihr taugt zu keiner Pythia, kaum zu ihrem dreisüßigen Schemel, wißt, die Empdrung wird auch ohne euch unternommen werden; glückt sie nicht, so wird sie blos deswegen nicht glücken, weil ihr uns durch euer Ansehn nicht unterstützen, und unsre innere Macht verstärken wollt; aber ich heiße Pazzi, und ihr heißt Pazzi, ihr werdet euch dann dem bittern Schicksal ausgesetzt sehen, das mein Name über euch verhängt; das schreibt euch tief in die Seele. —

Vielleicht wäre Jakob bei seinem Entschluß geblieben, wenn Franziskus nicht die letzte Drohung hinzugefügt hätte; er entschloß sich also auch an dem Glück oder Unglück dieser Verschwörung Theil zu nehmen; und nun war die ganze große Familie der Pazzi, und so viel andre Florentiner gewonnen, als man nur wollte.

Montesekko reiste nun hin und her, und stattere von dem Fortgange der Unternehmung den verschiedenen Mitverschwornern Bericht ab.

Kap. 24.

Julian und Franziskus unterreden sich
von ihrer Liebe.

Man glaubte zwar in ganz Florenz, daß die Liebesbegebenheit mit Kamillen und dem jungen Medicis vorbei sey, aber man glaubt es, weil man keine weitem Untersuchungen darüber anstellte. Allein Franziskus, der dabei mehr interessiert war, kam bald hinter die Wahrheit der Sache. Nach seiner Rückkehr aus Rom versucht er, Kamillen in Fizzole zu besuchen, aber dies war vergeblich. Er beobachtete alle Wege Julians auf das genaueste, und erfuhr sehr bald, daß er oft zu Kamillen gieng; er glaubte den Bewegungsgrund leicht errathen zu können; jeder Besuch Julians war ein Dolchstich in sein Herz, und feuerte ihn von neuem zur Rache an: Allein je grausamer diese Rache seyn sollte, je mehr verbarg er seinen Groll. Und um den Julian ganz zu täuschen, stellte er sich, als machte er ihn zu seinem Verrathen; gab eine neue Liebe gegen die junge Strozzi vor, und kam bald auf die Kamilla zu sprechen. Das Ge-

sprach fiel an den Ufern des Arno vor,
wo sie beide spazieren giengen.

Fr. Sehen Sie, wie die Wellen zittern,
wenn sie von einem Windstoß bewegt wer-
den! so ist der Schauer der Verliebten,
wenn sie ihre Götin sehen.

Jul. Sie müssen wahrlich lieben, und in
der That scheinen Sie auch mit Ihren
Gedanken wo anders zu seyn, als an
den Ufern des Arno.

Fr. Erathen! mit meiner ganzen Seele wo
anders. Julian, wenn man liebt, ist
man verschwiegen; die Vertrauten sind
die Nacht über der Mond, und am Tag
ge die einsamen Wälder. Meine Liebe
weiß noch kein Mensch, als ich und mein
Fräulein. Sie haben mir manchen Bei-
weiss Ihrer Vertraulichkeit gegeben, ich
nenn Ihnen dies Mädchen. Julian, ich
bin in Rom, Neapel, Pisa und hundert
der größten Städte gewesen, aber eine
Strozzi fand ich nirgend, und würde sie
nicht finden, wenn ich den Erdboden von
Osten nach Westen, und von Süden nach
Norden durchsuchen wollte.

Jul. Ihre Wahl zeigt von dem feinsten Geschmack, sie ist schön.

Fr. Sie ist schön, das können Sie so kalt aussprechen, wenn ich an sie denke, so bin ich entzückt, ich springe vor Wonne, und taumle, ich finde in ihr einen ganzen Himmel. Aber traum! ich bin doch schon ein alter Knabe, und thue so entzückt, als wolt' ich an den Sonnenstrahlen in jene Welt klettern. Thun Sie mir Ihr aufrichtiges Geständniß, halten Sie die göttliche Strozzi nicht für das schönste Fräulein?

Jul. Ich gesteh Ihnen, daß ich wenigstens kein Fräulein in Florenz kenne, die schöner wäre, wie sie.

Fr. In Florenz; aber in Fizzole?

Jul. In Fizzole?

Fr. Verdien' ich dies Mißtraun? Lassen Sie uns nur immer einmal von der Kamilla sprechen, die Sache ist ja nun vorbei; ich war anfangs Ihr Nebenbuhler, aber ich gab diese Liebe bald auf, da ich erfuhr, daß Sie sie liebten.

Ich

Jul. Ich gesteh Ihnen aufrichtig, daß mich nichts mehr kränkte, als daß ich in meinem Freunde meinen Nebenbuhler fand, aus jedem andern würd' ich mir wenig gemacht haben, denn es konnte mir nicht schwer fallen, ihn von Kamillen zu entfernen, da ich ihn nicht gleichgültig war.

Fr. Wahrhaftig, das glaube ich auch, und daher, ich will Ihnen alles gestehn, war ich entsetzlich aufgebracht; bald wollte ich meine Rechte durchaus nicht aufgeben, bald wollt ich mich ermorden, bald mich rächen, bald wollt ich sie entführen, kurz, ich faste an einem Tage mehr Entwürfe, als Sie vielleicht Kamillen Küsse gaben. Ich hätte auch vielleicht die Liebe nicht aufgegeben, aber die Geschichte in der Grotte des Orpheus, wahrhaftig, das hieß ich doch einen anführen! aber Sie armer Freund, mögen in Ihrem Behältnisse auch ziemlich Angst gewesen seyn.

Jul. Es war ein verzweifelter Streich.

Fr. Und da ich nun den Abend darauf hörte, daß sie sogar entführt sey, ich
Monatsschr. f. Dam. M

schwör Ihnen zu, ich habe die Nacht kein Auge zugerhan.

Jul. So haben Sie mit mir das nämliche Schicksal gehabt.

Fr. Sie erinnern sich, daß ich gleich den Tag nach der Entführung mir Erlaubniß ausbat, eine Reise nach Rom zu thun, um da meine Geschäfte in Ordnung zu bringen; allein meine eigentliche Absicht war, mich zu zerstreuen. —

Jul. Armer Freund! einer mußte freilich nachgeben, und wie könnt' ich das seyn, da Kamilla meine Liebe begünstigte? Wir hatten sie ohnedem an einem Tage kennen lernen, und also waren Ihre Vorrechte nicht älter als die meinigen.

Fr. Aber wissen Sie noch, wie wir bei dem Turnier scherzten? „Kamilla sey der Preis!“

Jul. Da dachten wir wohl beide an eine sehr flüchtige Liebe, und bemerkten Sie auch, wir scherzten. —

Fr. Mir wars unendlich angenehm, da meine Liebe von der Kamilla auf die Strozzi

zi übergieng. Ich schätzte Ihre Freundschaft zu sehr, und fürchtete üble Folgen, wenn ich Ihrer Liebe Hindernisse in den Weg legen wollte, Sie würden den Sieg und ich die Feindschaft davon getragen haben; ich machte mich also von dieser Liebe los, so viel es mir auch kostete.

Jul. Sie haben dadurch den größten Beweis Ihrer Freundschaft und Klugheit zugleich abgelegt. ic.

Franziskus ward durch dies Gespräch in dem Innersten seines Herzens verwundet; bei den Worten Julians: Einer mußte freilich nachgeben ic. hätte er ihn gern in den Fluthen des Arno begraben, aber er verbarg sich so sehr, daß Julian völlig glaubte, Franziskus liebe die junge Strozzi, und er habe von ihm nichts zu fürchten.

Julian lebte also jetzt glücklich, er wurde von keinem Nebenbuhler beunruhigt, er war mit seinem Bruder Lorenzo versöhnt, er wurde von dem schönsten und zärtlichsten Weib' in Europa so innig geliebt. Lorenzo besuchte ihn oft; da er Kamillen zum er:

ftennmal sah und sprach, so sagte er ihm ins Ohr: „Ich habe eine Fürstin zur Gemalin, und du eine Königin!“ denn auch Klarissa war schön.

Kap. 25.

Die Verschwornen berathschlagen sich über den Ort der Ermordung.

Die Häupter der Verschwornen dachten jetzt auf nichts mehr, als auf die Art, wie man beide Brüder ermorden sollte? Man kam darin überein, daß beide zugleich müßten umgebracht werden; aber in dem Mittel, dies Unternehmen in dem nämlichen Augenblick ausführen zu können, dachte man verschieden. Jakob sprach zuerst: „Wir werden in Florenz nie zu unserm Zweck gelangen, weil sich hier beide Brüder selten zusammen finden, ausgenommen im Staatsrath, und in ihrem Zimmer. Zu keinem von beiden haben wir einen freien Zutritt, und dies wird alle unsere Maßregeln vereiteln, ich will meinen Rath darüber ertheilen, und er ist bei weitem der beste. In kurzem wird Lorenzo eine Reise nach Rom unternehmen, und bis dahin laßt uns die Ermordung verschieben, und dann einen Tag be-

stimmen, an dem wir Lorenzon in Rom, und den Julian in Florenz angreifen; dies setzt beide Brüder außer Stand, sich zu Hülfe zu kommen.“ Alle Mitverschwornen billigten den Vorschlag, aber Franziskus widersprach seinem Oheim. „Es hat zu viel Schwierigkeiten, erwiederte er, an zwei verschiedenen Orten, und an dem nämlichen Tage, eine so große That zu unternehmen. Es kann sich eine unendliche Menge von Zufällen, die der menschliche Geist nicht vorherz sieht, ereignen, welche die besten Maßregeln zerstören. Und da wir nicht über den Ort gebieten können, wo sich beide aufhalten, und da noch weniger die Zeit in unsrer Gewalt ist, so können wir nach diesem Vorschlag unmöglich solche Maßregeln nehmen, aus welchen wir den Ausgang der Sache schon vorher sehen könnten; die That ist zu wichtig, als daß wir uns dabei irgend einem Ungefähr überlassen sollten. Wir müssen ein Mittel erfinden, beide Brüder in Florenz an einem Tage und in einem Augenblicke zusammen zu bringen. — Mein Vorschlag ist der: der Pabst hat seit kurzem dem Raphael von Riario, einem Vetter des Fürsten von Furli, den Kardinalshut gegeben, und ihn bestimmt, seine Staaten zu

verwalten. Da jetzt Unterhandlungen wegen Faenza zwischen dem römischen und florentinischen Hofe gepflogen werden, so wollen wir den Pabst dahin bewegen, den Kardinal unter diesem Vorwand nach Florenz zu schicken. Die Ceremonien, die seine Gegenwart erfordert, bieten uns die beste Gelegenheit an, unser Vorhaben auszuführen. Das Gefolge des Kardinals muß vom untersten Bedienten an, aus Verschwornen bestehen, welche sich ohne allen Verdacht nach Florenz einschleichen können. Der Kardinal selbst muß unsre Absicht erfahren, damit er seine Reise von Rom langsam vollende, um während der Zeit die Truppen nach ihrem bestimmten Orte zu führen. Dies ist mein Vorschlag.“ Alle fühlten das Gewicht, das in den Worten des Franziskus lag; man sah, wie weise er seine Plane anlegte, und überließ diese Sache seinen Einsichten. Er schickte daher sogleich den Montesecco nach Rom, um den Fürsten von Furli von dem Entschlus zu benachrichtigen, und dem Pabst die Sache vorzustellen. Der Pabst ließ seine Truppen aufbrechen, und seinen Generalen ins geheim sagen, sich ganz nach den Befehlen des Franziskus Pazzi zu richten. Der Kardinal reiste langsam von Rom ab,

und zwar mit einem Pompe, der eines Cardinals würdig war, welcher das Ruder des Staats lenken sollte. Er trat nicht weit von Florenz auf dem Schlosse der Pazzi ab, wo ihn der Ritter Jakob mit den übrigen Pazzi und Mitverschwornen empfing. Man glaubte, daß beide Medicis hierher kommen würden, um den Cardinal ihre Achtung zu bezeugen. Sie lebten zwar fast in einem offenen Bruche mit dem Pabste, allein es erforderte es Wohlstand und Staatskunst, den Cardinal nicht zu beleidigen, und ihm die Ehrenbezeugungen anzuthun, welche sie seiner Würde schuldig waren. Die Medicis kamen, — allein nicht zu gleicher Zeit; Julian begab sich zwei Stunden eher weg, als sein Bruder ankam, und alle Maßregeln waren vereitelt. Doch geriethen sie dadurch in keine Verlegenheit, weil Lorenzo den Cardinal von Riario und die ganze Familie der Pazzi morgen nach Fizzole einlud. Die Verschwornen konnten nicht anders glauben, als daß beide Brüder, um den Cardinal zu ehren, dabei seyn würden, und ihre Aufmerksamkeit gieng bloß dahin, daß sie in Fizzole die stärkste Zahl ausmachten; jeder verstärkte also sein Gefolge von Bedienten, vorzüglich das Gefolge des Cardinals,

und Montefekko wollte verkleidete Soldaten dahin bringen.

Kap. 26.

Ramillens Traum.

Der Tag kam, und es ereignete sich eine Kleinigkeit, welche für die Verschwornen wichtig werden konnte. Julian nämlich empfing am Morgen einen Brief von Ramillen.

„Diese Nacht ist vorüber, eine der schrecklichsten meines Lebens. Es hat mich ein furchtbares Traumbild gemartert, und meine Seele mit Schrecken erfüllt. Ich sah Sie mitten unter einem Haufen wilder und grimmiger Tiger und Löwen, Sie wurden in Stücken zerrissen, und rufen mich um Hülfe; ich erwachte, da Sie meinen Namen nannten. Todestropfen floßen über meinen Körper, ich bebte und zitterte. O, welch ein schrecklicher Traum! noch immer laufen kalte Schauer durch meine Glieder; es hat mich ein Fieber befallen. Kommen Sie heute zu mir, mein theurer Ge-

mal! kommen Sie ja, und beruhigen Sie mein bekümmertes Herz! denn, wenn ich Sie auch nur im Traume unglücklich sehe, so bin ich schon so ängstlich, daß nur Ihre Gegenwart die Unruhe und Angst meines Herzens stillen kann. Sie lieben mich so zärtlich, wie ich Sie wieder liebe, und ich weiß, daß Sie durch nichts abgehalten werden.“

Gleich nach Lesung dieses Briefs eilte Julian zu Kamillen ins Kloster. So wie eine zärtliche Mutter, welcher der einzige Sohn in den Fluß stürzte, am Rande steht, und jammernd die bangen Mutterhände ausstreckt, und dann, wenn sie ihn von einem gütigen Erretter wieder empfängt, ihn stumm in die zitternden Arme schließt, bald den Blick dankend zum Himmel, bald auf das geliebte Kind wirft: so umschlang Kamilla ihren Gemal.

Der Sommerpalast, wo Lorenzo den Kardinal und die Pazzi bewirthen wollte, lag nur einige Schritt weit vom Kloster entfernt. Julian hatte sich vorgenommen, den Abend bei der Gesellschaft zu seyn, als

lein da den Tag über das Fieber der Kamilla fort dauerte, und er in ihrer Gesellschaft ein größeres Glück genoß, als in der Gesellschaft aller seiner Gäste, so bestimmte ihn die Liebe zu Kamillen, die Ehrenbezeugungen einmal außer Augen zu setzen, und auch den Abend bei Kamillen zuzubringen.

Die Verschwornen fragten den Lorenzo nach seinem Bruder. „Er klagte heute Morgen über Kopfweh, aber ich hoffe, daß er wenigstens gegen Abend da seyn wird, Sie werden ihn unterdessen entschuldigen.“ Lorenzo wunderte sich eigentlich selbst, wo sein Bruder blieb, aber er gab eine Antwort, die besser war, als er wohl glaubte, denn sie bewog die Verschwornen zu warten, anstatt daß sie ihn überall würden aufgesucht haben, wenn Lorenzo gesagt hätte, daß er nicht kommen würde. — In Fizzole konnte ihn Franziskus nicht vermuthen, denn Julian hatte Florenz so früh verlassen, daß ihn glücklicher Weise kein einziger Spion bemerkte hatte. Julian kam nicht, und die Maßregeln waren zum zweitemale zerrissen.

Kap. 27.

Geheime Zusammenkunft der Verschwornen
in dem Hause des Franziskus.

Wenn sich ein solcher Zufall wieder ereignen sollte, so war es höchst wahrscheinlich, daß die ganze Verschwörung würde verrathen werden. Der Verschwornen waren so viele, wie leicht konnte einer davon, aus Furcht oder Unbedachtsamkeit, oder auch aus Untreue, das Geheimniß entdecken? Franziskus sah dies wohl ein, ein anderer würde vielleicht schon seinen Entwurf aufgegeben haben, allein er behielt seine Gegenwart des Geistes, und erfand immer wieder neue Mittel, die beiden Brüder zusammen zu bringen. Das Fest, das Lorenzo in Fizzole gab, fiel auf den Donnerstag; noch dieselbe Nacht mußten sich die Mitverschwornen in dem Hause des Franziskus versammeln, er sprach ihnen so viel Muth ein, daß keiner an der glücklichen Ausführung zweifelte, und that einen neuen Vorschlag, die beiden Medicis zusammen zu bringen.

Es sollte nämlich der Kardinal von Riario den künftigen Sonntag eine feierli-

che Messe in der Hauptkirche halten, und nach Endigung derselben den Medicis und Pazzi's ein Wahl geben. Sie würden sich leicht, sprach er, wider den ersten Aufruhr sichern, wenn sie heimlich das Haus mit bewafneten Leuten anfüllten. Lorenzo sollt' an der Tafel des Kardinals zwischen dem Graf Montesello und seinem Oheim, Julian aber zwischen ihm und Bardini sitzen. Hinter jedem von ihnen sollte noch ein Verschworner stehn. Gegen das Ende des Gastmahls, sprach er, sey eine Gesundheit das Zeichen der Ermordung. Wenn ich von meinem Stuhl aufstehe und rufe: „Das Haus der Medicis soll leben!“ so zieh' ein jeder seinen Dolsch, und strafe mich Lügen. Sogleich nach der Ermordung sollten sich Salviati, Poggio, Francesi &c. nach dem Parlaft des Gouverneurs begeben, sich der Magistratspersonen bemächtigen, und sie zwingen, den Tod der Medicis zu billigen, und eine neue Regierungsform einzugehen. Während dessen sollten Montesello und sein Oheim zu Pferde sitzen, das Volk an der Spitze der bestellten Truppen zur Freiheit rufen, und die übrigen Bürger dem neuen Magistrat schwören lassen. Nachdem man nun alles Uebrige mit der größten Klugheit und Vor-

sicht veranstaltet, und alle Hindernisse, die bei der Ausführung einreten möchten, genau überlegt, und durch vortrefliche Gegenmittel gehoben hatte, so verband man sich durch einen neuen Eid, und erwartete nur den Tag der Ausführung. Man setzte dabei zum voraus, und man konnt' es auch, daß beide Brüder an der Tafel des Kardinals erscheinen würden. Der Kardinal ließ sie den Sonnabend früh einladen, und beide gaben ihr Wort, zu kommen.

Kap. 28.

Julian und Franziskus in Pitt's Garten.

Die nahe Ermordung der Medicis erfüllte Franziskus ganze Seele. Den Tag vor der schrecklichen That, wo er die eisernen Ketten der Sklaverei zerbrechen, und seine Liebe rächen wollte, erforschte er jeden Weg seines Nebenbuhlers, und begleitete ihn selbst am Abend nach Pitt's Garten, wo sich eine Menge junger Herren vom Adel befanden, um einer Partie Mailspiel mit beizuwohnen. Aber weder dies Spiel, noch die angenehmen Unterhaltungen des Franziskus konnten Julians tiefe Traurigkeit verschweigen, welche stark in sein Gesicht geprägt

war. — Kein Wunder; Kamilla's Krankheit dauerte noch fort, und er liebte sie mehr wie sein Leben; oder sollten vielleicht gewisse Menschen, über welche der Himmel ein großes Unglück verhängt, eine geheime Vorempfindung davon haben?

Nach Endigung des Mailspiels brachte ihm jemand einen Brief, er las ihn.

Mein theurer Gemal!

„Die furchtbaren Träume fahren fort, mich die Nächte zu quälen, und lassen in mir eine Angst zurück, die mir den Tag noch schwärzer macht, als die Nacht. Gott! noch seh' ich die zwei Ungeheuer, von welchen Sie am Fuß eines Altars zerrissen wurden; Ihr Blut floß in Strömen, ich erhub ein Jammergeschrei, rang meine Hände, und konnte die Wuth der grausamen Mörder nicht stillen. Träume waren schon oft warnende Winkte vom gültigen Himmel; o mein Julian, bei unsrer Liebe, bei dem zärtlichen Pfand unsrer Liebe, das unter meinem Mutterherzen zittert, sehen Sie auf diese Winkte des Himmels! — Kommen

Sie morgen ja zu mir, sonst tödtet mich der Kummer; ich fühle ohnedies kaum daß ich lebe, wenn Sie nicht bei mir sind, und glaube immer, daß Sie mir geraubt sind, wenn ich Ihren Arm nicht um meinen Hals geschlungen, und Ihre Lippen nicht auf meine Lippen gedrückt fühle. Kommen Sie morgen ja, und trösten Sie Ihre kranke und traurige Komilla!“

Julian wurde bei Lesung dieses Briefes immer bleicher und bleicher. Franziskus beobachtete ihn genau, und fürchtete, er möchte eine geheime Nachricht von der Verschwörung erhalten haben. Er versuchte alles, bezaubernde Schmeicheleien, die Sprache der wärmsten Freundschaft, Kuß und Umarmung, um das Herz zu dem traulichen Tone zu stimmen, wo wir unsern verborgenen Gram so gern in dem Busen eines mitleidenden Menschen gießen; aber Julians Herz blieb verschlossen, sein Auge wurde noch trüber, und Franziskus verlegner.

Die Gesellschaft war unterdessen in die große Cypressenallee spazieren gegangen. Julian folgte ihr jetzt nach, aber in der Mitte

derselben ward er ohnmächtig, und sank dem Franziskus in die Arme. Franziskus benutzte sogleich die Gelegenheit, zog ihm den Brief aus der Tasche, rufte die andern herbei, und entfernte sich selbst, unter dem Vorwand, frisches Wasser zu holen. Er las: „Mein theurer Gemal“ — Himmel, und Hölle! (rief er, und stampfte mit dem Fuß auf den Boden) sie seine Gemalin? Kamilla seine Gemalin? und der verbuhlte Bube besitzt sie? Daß ich dich tödten könnte, und dann wieder lebendig machen, und wieder tödten, bis dich der Teufel erlöste! Ein schrecklicher Seufzer hub sich aus seiner Brust empor, eine furchtbare Thräne der Wuth saß im Auge; er las den Brief zu Ende, und stieß Verwünschungen aus. Wäre der Tag der Ermordung nicht zu nahe gewesen, unmöglich würde er seine Rachsucht bezähmt haben. Er sammelte sich wieder, schöpfte Wasser aus einer nahen Fontaine, und kehrte zu Julianen zurück; er wußte ihm so geschickt den Brief wieder in die Tasche zu spielen, daß es weder Julian, der aus seiner Ohnmacht erwacht war, noch die Anwesenden merkten. Man gieng nach Hause.

Fran

Fransiskus fühlte, daß seine Rache gewachsen war, oder vielmehr, er fühlte es nicht, denn er war fast der Sinne beraubt; er ergrif seinen Dolch, liebte ihm bald im Wahnsinn, bald drohete er ihm wieder. „Sey mir willkommen, sprach er, dich hat gekränkte Liebe zu ihrem Rächer erfunden; gern küßt ich dich, aber du bist zu tief in Natterngift getaucht. — Du verfehlest den Stich ins Herz nicht; aber wenn du ihn verfehlest, Dolch, wenn du ihn verfehlest! jetzt trägt dich ein Brutus, dann sollte dich ein Mordit tragen; hörst du, verfehle deinen Stich ins Herz nicht!“

Die Nacht kam nun heran; die Verschwornen versammelten sich noch einmal bei ihm; man wiederholte die Rollen, begab sich dann nach Hause, und erwartete den schrecklichen Morgen.

Fransiskus schloß diese Nacht kein Auge zu; bald warf er sich auf sein Lager, und wälzte sich mit seinen Gedanken unruhig hin und her; sie waren noch finsterner wie die Nacht; bald sprang er auf, und gieng zu seiner Gemäldegallerie, und betrachtete hier nur die

Monatschr. f. Dam.

Scenen, wo Blut vergossen wurde; bald reizt er seinen Arm zum Dolchstoß an, und wünschte, um desto balder seine Rache im Blute zu fühlen, die Zeit besflügeln zu können.

Kap. 29.

Eine greuliche Scene.

Endlich erschien der Morgen (es war der 26ste April im J. 1478.), der für die Herrschaft der Medicis, und für Julians und Kamillens Liebe der letzte seyn sollte. Schon wurden die Glocken der Domkirche geläutet, und eine unendliche Menge Menschen strömte dahin, um der feierlichen Messe beizuwohnen. Alle Verschwornen waren hier schon versammelt, als man kam und die Nachricht brachte, „Julian werde nicht zu Mittag bei dem Cardinal speisen, er habe den Befehl gegeben, gleich nach der Messe sein Pferd in Bereitschaft zu halten.“ — Franziskus hatte Kamillas Brief gelesen, und konnte also den Grund leicht errathen; aber dieser Umstand unterbrach von neuem die Maßregeln, und die Verschwörung stand auf dem Punkte verrathen zu werden. Man versammelte sich daher in einer dunkeln Kapelle, um sich über diese so unerwartete Begebenheit zu berathschlagen. Fran-

ziskus stellte ihnen vor, daß man umsonst auf eine neue Gelegenheit warten würde, die beide Brüder vereinigte; er kostete, Julian werde der Messe beiwohnen, es wäre also schlechtersdings nothwendig, die Brüder in der Kirche zu ermorden. Die Rollen sollten die nämlichen bleiben, und das Signal sollte der Augenblick seyn, wo der Priester die Hostie in die Höhe hielt. Beim ersten Schlag des Priesters vor die Brust sollten sie die Dolche ergreifen, und beim zweiten die Brüder niederstechen.“

Alle stimmten ihm bei, nur Monteseffo und der Ritter Jakob ausgenommen. „Nein! sprach Monteseffo, ich mag den Altar nicht, wie ein Gottesvergeßner, mit Blute beflecken, werft mir keinen Meineid vor, ich hab' euch geschworen den Lorenzo zu tödten, aber am Tische des Kardinals, nicht am Tische Gottes; zu der Sünde bin ich zu alt; seht, mein eisgraues Haar ist schon dünne, ich kann das mit keinem Mord mehr abwaschen, mit dem ich mich am Altar besudete, das nehm' ein anderer auf sich, der länger um Vergebung der Sünden beten kann, als ich. Aber Eins will ich thun, ich will mit dem Ritter Jakob zu Pferde sitzen, und das Volk zur Freiheit rufen; seyd ihr damit zufrieden?“

Alle Verschwornen murrten: Monte-
 fetteo und Jakobs veränderter Entschluß hin-
 derte die Maßregeln zur Hälfte; aber Fran-
 ziskus sah ein, daß es jetzt nicht Zeit war,
 sich mit einem von beiden in einen Streit ein-
 zulassen; er forderte die Verschwornen auf,
 wer der Mörder Lorenzo's seyn wollte? Es
 boten sich viele an, aber keiner mit mehr Hit-
 ze; als Antonius von Volterra, und Stephan
 ein Priester; man wählte sie. Lorenzo's Er-
 mordung erforderte keinen gemeinen Menschen,
 die That sollte am Fuße des Altars, im Ange-
 sichte des ganzen versammelten Volks, und an
 einem Manne von dem erhabensten Charakter
 vollzogen werden; ein solcher Mörder mußte
 eine starke Seele besitzen, seinen Ohren mußte
 Leben oder Tod gleich klingen; er mußte bei
 jedem unvorhergesehenen Zufall mit unerschüt-
 terlicher Unerblichkeit handeln können; er
 mußte in Gefahren geübt, kurz, er mußte ein
 Mann seyn, wie Franziskus und Bardini;
 ob der Priester Stephan und Anton von Vol-
 terra auch solche Männer waren, wird der
 Erfolg zeigen.

Dieser Entschluß wurde noch eher gefaßt,
 als der Kardinal von Nario in die Kirche
 kam; man war bereits aus der Kapelle zurück

gekehrt, so kommt der Cardinal, Lorenzo begleitet ihn, — und Julian fehlt. Dies brachte eine neue Verwirrung unter den Verschwornen hervor; es verbreitete sich sogleich das Gerücht, daß Julian nicht in die Messe kommen würde. Franziskus sprach ihnen wider Muth ein, und versprach den Julian selbst in die Kirche zu führen, oder wenn er ihn nicht dazu bewegen könnte, auf seinem Zimmer zu ermorden, sie sollten daher bei dem ersten Lermen das nämliche mit Lorenzo thun. — Er stieg daher mit dem Vandini in die Kutsche, und fuhr nach dem Palaste der Medicis.

Sie traten in Julians Zimmer gerade in dem Augenblick, da er die Donna verabschiedete. Sie redeten ihn mit der heitersten Miene an, und sagten, sie kämen, um ihn mit in die Domkirche zu nehmen, man hätte ihnen gesagt, Lorenzo und der Cardinal wären schon da. Julian sagte ihnen Gründe, warum er der Messe nicht beizuhören würde; allein Franziskus und Vandini huben alle Schwierigkeiten, so daß sich Julian endlich entschloß, mit ihnen in die Kutsche zu steigen. Unterwegens unterhielt ihn Franziskus von kurzweiligen Dingen, liebteste ihm auf die bezauherndste Art, und, um zu sehen, ob er sich

nicht vielleicht gepanzert habe, umarmte er ihn, wie den wärmsten Freund. Er setzte seine Scherze fort, bis er mit ihm in der Kirche ankam, wo er mit Vandini neben ihm Platz nahm. Stephan und Anton von Volterra hatten sich schon an den Lorenzo angedrängt, zu einer andern Zeit würde dies nicht möglich gewesen seyn, aber die unendliche Menge des Volks, mit welcher die Kirche erfüllt war, begünstigte beide.

Endlich kam der furchtbare Augenblick; der Priester nahm vor dem Altar die Kommunion, die Glocke ertönte, er that den ersten Schlag vor die Brust, und die Meuchelmörder ergriffen ihre Dolche; die Glocke ertönte zum zweitemal, der zweite Schlag des Priesters erfolgte, und Franziskus und Vandini stießen beide mit gleicher Hitze ihre Dolche mitten in Julians Brust. Er sank, und Franziskus stürzte voll schäumender Rache über ihn her, durchborte seinen ganzen Körper, und dies mit so entsetzlicher blinder Wuth, daß er seinem eignen Fuße eine tiefe Wunde beibrachte. Nori, Julians Vertrauter, eilte sogleich hinzu und zog den Degen, aber Vandini streckte ihn mit einem einzigen Stoße zu Boden. — Allein Anton von Volterra ward

in dem Augenblicke, wo er die That ausführen sollte, vom plötzlichen Schreck befallen, er brachte dem Lorenzo einen Stoß an dem Hals bei, der bei weitem nicht tödtlich war, und der Priester Stephan, der hinter ihm stand, schrie noch eh' er Lorenzo mit dem Dolche erreichen konnte: „Stirb Tyrann!“ Lorenzo, der bei der Einsegnung des Priesters auf die Knie gefallen war, sprang sogleich auf, zog seinen Degen, und parirte mit der bewundernswürdigsten Gegenwart des Geistes alle fernere Dolchstiche seiner Mörder aus. Seine Freunde zogen den Degen, einige beherzte Priester traten hinzu, und Lorenzo flüchtete mit noch drei Freunden in die Sakristei, die von ohngefähr offen stand. Stephan und Anton ließen ihre Dolche in der Angst fallen, und drängten sich unter die Menge. Vandini hatte eben den Mori erstochen, da er sah, daß Lorenzo noch lebte, bahnte er sich mit dem Dolche in der Faust, durch alle einen Weg, und er hätte durch seine Kühnheit das ersetzt, was Lorenzo's Mörder durch ihre Furcht verdorben hatten; allein Lorenzo schlug eben die Thür der Sakristei zu.

Wären die Säulen und Mauern und Gewölbe dieses großen Gebäudes mit fürch-

terlichem Krachen und Geprassel darnieder gestürzt, so schrecklich wäre das Getöse nicht gewesen; alles kreischte laut auf, die Töne wälzten sich durch einander wie stürmische Wogen. Flüche der Verschwornen, Gebete der Verzweifelnden, ängstliches Sekreisch der Weiber, das Heulen der Kinder, Verwünschungen, Geschrei von tausend und tausend Menschen, die Töne von Mord! Mord! Hülfe! Blutvergießen! Verrätherei! Verschwörung! Freiheit! Tirannei! erfüllten die Kirche mit dem größtlichen Tumult. Väter und Mütter schrien nach ihren Kindern; Kinder nach ihren Vätern und Müttern, wollten sich retten, und stürzten mit ängstlichem Geschrei über einander hin; die Bewaffneten zogen die Degen, einige wollten die Ursache des Tumults vernehmen, und drängten sich vor; andre wollten von dem Ort entfliehn, wo Mord und Todschlag wütheten, und drängten sich ihnen entgegen, Entsetzen, Verzweiflung und Todesfurcht saßen auf den Gesichtern, viele lagen in Ohnmacht, und andre wollten zu der Thüre hinaus, fielen über einander, und erstickten sich jämmerlich; nun kam noch das Geschrei und Nöcheln der Sterbenden hinzu; es zitterten die Säulen und Mauern der Kirche!

Vandini und Franziskus trübsinnig von Blute; mit den rauchenden Dolchen in der Faust giengen sie mitten durch die stauende Menge von Menschen; keiner wagte es in dem Augenblicke ihnen mit den Degen den Durchgang zu verwehren, sie sahen so furchtbar aus, wie Tod und Verderben; jeden, der aus Bestürzung nicht gleich wich, stießen sie zu Boden, und stiegen über die Haufen der Sterbenden zur Kirche hinaus.

und das es ist nicht möglich dass es sich
erhöhet in solchem Kap. 30. Ganz anders

Petrucci empfängt den Erzbischof auf dem
Rathhause.

Während dieser schrecklichen Scene in der Kirche begab sich Salviati, der Erzbischof, mit noch zwei seiner Verwandten, dem Poggio und andern Verschwörnen auf das Rathhaus zu dem Gonfalonier der Stadt, dem Cäsar Petrucci. Der Bediente, welcher unten an der Treppe stand, verwehrete ihnen den Eingang, und sagte, er habe Befehl von seinem Herrn, keine Person vor ihn zu lassen, weil er Gäste habe. Schon dieser unvermuthete Zufall setzte den Erzbischof in Verlegenheit, doch besann er sich noch auf einen Vorwand, vor dem Petrucci

gelassen zu werben. „Ich muß noch in dieser Stunde mit ihm sprechen, sagt' er, denn ich bring' ihm einen Befehl vom Papste.“ Der Bediente glaubte es um so eher, da er eine so starke Begleitung bei dem Erzbischof sah (doch sah er sie nicht ganz; diese Begleitung bestand aus hundert Perusfinern, welche ehemals aus der Stadt waren vertrieben worden, und welche die Pazzi jetzt in Gold genommen hatten). Er meldete es also seinem Herrn, der es sehr bes fremdend fand, daß der Prälat in wichtigen Angelegenheiten so ganz zur Unzeit käme. Der Wohlstand erforderte es aber, den Besuch anzunehmen, er führte also den Erzbischof, dem Pogio folgte, sogleich in ein Zimmer, und fragte ihn nach dem Befehl des Papstes. Salviati veränderte die Farbe, seine Stimme zitterte, seine Worte waren unterbrochen, und so ohne Sinn, daß Petrucci sogleich Verdacht schöpfte, und aus dem Audienzsaal eilen wollte, um die Wache, welche die Republik seiner Person zu geben pflegte, zu rufen. Pogio wollte ihn zurück halten, Salviati bekam dadurch Herz, und versuchte es auch; allein Petrucci faßte den einen mit der linken, und den andern mit der rechten Hand, warf sie

beide zu Boden, und rief die bewaffnete Wache.

Die Perusiner und übrigen Verschwornen, welche dem Erzbischof gefolgt waren, hatten sich unterdessen in einen Saal des untersten Stockwerks geschlichen, damit ihre Menge keinen Verdacht erregen sollte, und um anfangs desto weniger bemerkt zu werden, die Thüre zugemacht. Allein das Schloß war so beschaffen, daß die Thür weder von innen noch außen ohne Schlüssel eröffnet werden konnte. Jetzt, da sie den Petrucci seine Leute zu den Waffen rufen hörten, wollten sie dem Erzbischof und Pogio zu Hülfe kommen, und sahen sich eingeschlossen. Anstatt also den Verschwornen beizustehen, dachten sie jetzt nur darauf, sich hier so lange zu vertheidigen, bis Franziskus, Montesekko und die übrigen sie befreien könnten. Petrucci nahm also den Erzbischof, Pogio und alle Verschworne, die sich außer dem Saale befanden, gefangen, und ließ sie binden.

Der Ritter Jakob und Montesekko stiegen sogleich nach der Ermordung zu Pferde, um Freiheit! durch die Straßen zu rufen; sie ritten an der Spitze von zweihun-

bert Mann, und riefen; kein einziger ant-
 wortete ihrem Zuruf, von allen Seiten warf
 man sie mit Steinen, schalt sie aus den
 Fenstern, und drohete ihnen auf das entsetz-
 lichste. Saristori, Jakobs Schwager, begre-
 nete ihm: „Du alter heilloser Sünder,
 schrie er, du niederträchtiger Graukopf, du
 vermorfner Bösewicht! Muehelnord am Al-
 tare? am Altare? Schande, Schande, ge-
 gen euch sind die verruchtesten Banditen Hei-
 lige! da reitet ihr vor einem Haufen zu-
 sammengeraster Galgendiebe her. 1. Soldat.
 Schweiz, du infame Memme, du dürre
 Bocksteige! Sar. Psui! psui! die Ober-
 häupter von solchem namenlosen Gesindel?
 2. Sold. Du Hund, ich gebe dir ein auf
 dem Kopf, deine Seele soll wie ein Seil
 tänzer auf dem Gehirne herum springen.
 Sar. Monteseffo! Jakob! O, daß sich Gott
 eures Verstandes annähme! das Alter hat
 einen Defekt in euerm Gehirne verursacht.
 Jak. Freiheit! Freiheit! Sar. Ich bitte
 euch um Gottes willen, wer seyßt darnach?
 Florenz lebt in Ruhe, und ihr wollt Zwie-
 spalt und Empörung unter das Volk brin-
 gen? setzt doch ja eure Hütche auf, vielleicht
 sammeln sich eure Gedanken unter dem
 Huthopf wieder. 1. Soldat. Was läuft

der Kerl wie ein Botenläufer vor uns her? willst du fort? Gar. Da kommen die bewafneten Bürger schon, mach dich aus dem Staube, Schwager, schnell, schnell, sie schlagen dir Arm und Bein, und Rippen, und Kinnladen, und dein ganzes verwittertes Gebäude in tausend Stücke.“

Der Ritter Jakob und Monteseffo ritten fort, und kamen vor das Rathhaus; hier hatten sie einen Anblick, der für ihre Unternehmung sehr abschreckend war, sie sahen den Dogio und zwei Salviati, und andere Verschworne vor dem Fensterkreuz aufgehangen. Die Rathsherrn empfiengen beide mit abscheulich großen Steinen, die sie herunterwarfen, und mit den fürchterlichsten Drohungen. Die Bürger, die sich unterdessen gewafnet hatten, fiengen schon an, sie und ihre Soldaten einzuschließen, daß ihnen nichts mehr übrig blieb, als auf die Flucht zu denken. Jakob und Monteseffo entkamen durch das Kreuzthor von Florenz.

Nun war die ganze Stadt in Waffen; ein Theil führte den Lorenzo nach seinem Palast zurück, und bot ihm seine Güter und sein Leben an, ein anderer befreite

die Magistratspersonen von den Perusiniern, welche Mittel gefunden hatten, die Thür ihres Gefängnisses zu erbrechen, und den untern Theil des Rathhauses zu besetzen; alle wurden ermordet.

Kap. 31.

Schicksal der Verschwornen.

Wünsche für die Mediceer, und Verwünschungen wider die Pazzi ertönten durch die ganze Stadt. Von Wuth hingerissen, verlangte das Volk den Tod aller Verschwornen, ohne ihnen vorher den Prozeß zu machen; daher folgte das blutigste Schauspiel: jeder Verschworne ward aufgesucht, an das Fensterkreuz gehangen, und wenn er kaum halb tod war, herabgestürzt, wo das Volk seinen Körper zertiß, und den Schädel im blutigen Tretumpf auf den Lanzen durch die Stadt trug.

Franziskus Pazzi, der sich wegen seiner heftigen Wunde in dem Hause seines Oheims verborgen und ins Bette gelegt hatte, ward von einer Magd verräthen, und nackt über die Straße nach dem Rathhause geführt. Man that ihm unterwegs alle Schmach

an, die nur Erbitterung erfinden kann, man schlug und mißhandelte ihn; aber er wurde durch nichts aus seiner Fassung gebracht; in seinem Gesichte konnte man auch nicht das kleinste Merkmal der Reue und des Schmerzes entdecken; er sah mit einer stolzen Miene auf alle herab, und gab auf die Fragen, die ihm die Rathsherren thaten, auch nicht die kleinste Antwort; er wurde unter Flüchen und Verwünschungen gehangen.

Ihm zur Seite kam der Erzbischof von Pisa. Er hatte vorher die ganze Verschwörung entdeckt, und sie mit eigener Hand niedergeschrieben; er that es in der Hoffnung, man werde um so eher seiner schonen, und auf sein Amt Rücksicht nehmen, allein er wurde nach dem Geständniß in seiner Priesterkleidung gehangen. Franziskus war noch nicht todt; der Erzbischof fiel daher in der Verzweiflung ihn an, und biß ihn mit solcher Wuth in die linke Brust, daß der Scharfrichter ihn kaum davon losbringen konnte. Darauf wurden alle übrigen Verschwornen, die man aus den Winkeln der Stadt hervorzog, auf die schmachlichste Art ermordet; ein schreckliches Schauspiel! der Platz vor dem Rathhause schwamm in

Blute, als wär' ein blutiger Wolkenbruch
gefallen.

Jakob Pazzi war in die Gebirge ge-
flüchtet; nach zwei Tagen kehrte er in einer
Bauerhütte ein, und, weil er kein Geld
bei sich hatte, bat er den Bauer, sein Pferd
zu verkaufen. Der Bauer hatte schon von
der Verschwörung in Florenz gehört, und
argwohnte, daß dies einer der Verschwornen
seyn möchte; er versprach das Pferd zu ver-
kaufen, ritt darauf nach Florenz und gab
ihn an. Man machte ihm den Prozeß in
Form; er schmeichelte sich, wie der Erzbis-
chof, loszukommen, und bestätigte dessen Aus-
sage. Als er aber sah, daß er zum Gal-
gen verdammt war, und daß man ihm den
Geistlichen schickte, so gerieth er in Ver-
zweiflung, und starb, indem er seine Seele
den Geistern der Hölle empfahl. Man be-
grub ihn in das Gewölbe seiner Ahnen,
das in einer Kirche von Florenz war; allein
der Pöbel holte ihn wieder heraus, und
warf ihn auf den Anger; der Magi-
strat ließ ihn heimlich wegbringen, und auf
einen Kirchhof begraben, aber auch da ward
er ausgegraben; der Pöbel scharfte sein
Grab

Grab mit den Nägeln auf, und schleppte ihn durch alle Straßen, bis er endlich in den Arno, wie ein todter Hund, geworfen wurde. Dieser Mann ist ein merkwürdiges Beispiel menschlicher Schicksale; er besaß unermessliche Reichthümer, war glücklich, ward wegen Alter und Weisheit geehrt, und auf einmal sank er in den schmachlichsten Jammer herab. Unter seine Fehler gehörte die Spielsucht, und die Gewohnheit, Flüche auszustossen, die kaum des verworfensten Menschen würdig sind. Unter seinen Tugenden zeichnet sich die Mildthätigkeit vorzüglich aus, er gab reichlich Almosen, war immer der erste, der für Dürftige sorgte, und machte Geschenke an heilige Stiftungen. Auch dieser Zug ist noch lobenswürdig: er bezahlte den Tag vor der Ermordung alle Schulden und Waaren auf das sorgfältigste, damit keiner, im Fall er unglücklich wäre, sein Unglück mit empfinden müsse.

Auch der Graf von Monteseiko, dessen Tugend und Tapferkeit Italien beinahe ein halbes Jahrhundert bewundert hatte, ward in Radikafano gefangen, und nach Florenz

Monatschr. f. Dam: P.

geschickt, wo man ihn weniger schmerzhaft be-
gegnete, er ward enthauptet.

Der Priester Stephan und Anton von
Volterra waren in ein Kloster geflüchtet;
die Mönche nahmen sie auf, und schützten
sie, vielleicht aus Mitleid, vielleicht um
das Recht zu zeigen, das der Pabst ihrem
Kloster ertheilt hatte, nach diesem Rechte
war es eine Freistätte für Unglückliche. Al-
lein bei der Untersuchung, die man in der
Stadt anstellte, kam man auch hierher, ent-
deckte beide, und führte sie zum Tode.

Des Kardinals von Riario schonte
man allein aus politischen Absichten; die
übrigen Verschwornen aber, und vorzüglich
die Pazzi, wurden alle aufgesucht und hin-
gerichtet. Nur einer war entwischt, und er
war unter allen bei weitem der strafwür-
digste, es war Bandini. Während der
Verschwörung hatte er die größten Geldsum-
men aufgenommen, sie an Kaufleute von
Venedig geschickt, um sie nach Galata zu
schaffen. Noch mehr, sein Diener mußte
während der Ermordung mit einem Pferde
vor dem Eingang der Kirche halten, wohin
er auch einen Haufen Banditen stellte

hatte, die ihn, wenn es mißglückte, schützen, und zur Stadt hinaus bringen sollten. Da er sah, daß Lorenzo nicht ermordet war, floh er unter dem Schutze seiner Begleiter zum Kreuzthor hinaus, nahm seinen Weg nach dem Meer zu, und kam in Korнето an. Glücklicher Weise traf er in diesem Haven ein Schiff, das nach der Levante eben absegelte; er gieng damit ab, langte glücklich in Galata an, nahm hier seine Gelder in Empfang, und lebte ruhig. Allein nach einiger Zeit ward er von einem der Faktoren des Lorenzo unvermuthet entdeckt. Dieser meldete es sogleich dem Großvisir, Cady Bassa, welcher die Sache dem Sultan Bajazet dem Alten vortrug, und es bewürkte, daß Vandini nach Florenz ausgehiefert wurde, wo man ihn mit einer grausamen Todesstrafe belegte. Er starb, wie Franziskus. — Aber nun hinweg von den Geschichten menschlicher Greuel!

Kap. 32.

Kamilla hört Julians Tod.

So traurig auch Julian den Sonntagabend verlebt hatte, so froh und heiter stand er doch am Morgen auf, und er ward' um so froher, da Donna ihm die Nachricht brachte, daß sich Kamilla von ihrem Fieber erholt habe. Dies sagte sie ihm auch in ihrem folgenden Briefe:

Mein theurer Gemal!

„Mein Fieber hat mich verlassen, und was mich noch mehr als Fieber und Krankheit quälte, auch meine Träume haben mich diese Nacht nicht beunruhiget. Geträumt hab' ich zwar, aber so schön, daß ich noch eine Thräne der Freude beim Erwachen in meinem Auge fand. Ich gieng mit Ihnen, Arm in Arm geschlungen, auf einer blumigen Wiese, da begegneten uns unsere Eltern, und segneten uns beide. Unser Leben wird gewiß glücklich seyn, wir haben den Segen der seligen Schatten. O, dies war ein

süßer Traum, Julian, so süß, wie ein Kuß von Ihren Lippen. Dank dem Himmel, Dank, daß jene schrecklichen Bilder nun vorbei sind! einmal, da ich hier in meiner einsamen Zelle saß, und Sie erwartete, brachten sie mich auf den schrecklichen Gedanken: „O! wenn mir Julian einmal geraubt würde!“ Ich mag diese Idee nie wieder durchdenken, die ganze Erde verwandelte sich vor mir in ein Grab, dann verschwand sie unter meinen Füßen, mit ihr die Welt, und ich hörte auf zu denken. Wie lange ich gedankenlos da lag, weiß ich nicht, aber da ich erwachte, erwacht ich in Ihren Armen. O Julian, wenn mich Glückliche doch heute diese Arme umschlängen! darf ich hoffen mein Lieber, mein Trauter, oder wie hören Sie es gerne, daß ich Sie nenne? darf ich hoffen?“

Julian empfing diesen Brief, las ihn, und zitterte vor Wonne. Er schrieb zurück:

Meine theure Kamilla!

„Ich komme, ich komme gewiß. Zwar hab' ich es dem Kardinal Raphael von Riario versprochen, heute bei dem Schmause zu seyn; aber mag er immerhin Raphael heißen, er trägt blos den Namen eines Engels, ich gehe lieber zu dem Engel selbst, ich komme gewiß. Du bist von deinem Fieber befreit? Dank dem Himmel! Dank von Grund des Herzens! nun bin auch ich gesund. Nach der Messe flieg' ich in deine Arme. Lebe wohl, Kamilla! lebe wohl!“

Diesen Brief empfing Kamilla früh gegen zehn Uhr. Es war schon Mittag, und Julian war noch nicht da. Eben gieng sie, in die süße Hofnung seiner baldigen Ankunft versunken, in der Stube auf und ab, und las Julians Brief wieder; auf einmal hört sie jemanden kommen, es war die Aebtissin, sie wähnt es sey Julian, und verbirgt sich. Die Aebtissin tritt herein, ihr Gruß ist ein tiefer Gruß; Kamilla springt sogleich hervor.

Kam. Was fehlt Ihnen? Sie seufzen? Ihre Augen schwimmen in Thränen?

Aebt. Arme Kamilla!

Kam. Gott! über wen seufzen Sie? wem gelten Ihre Thränen? Sie schweigen? reden Sie, Ihr Stillschweigen ist fürchterlich.

Aebt. Ach, Kamilla, der Mensch ist nicht ganz unglücklich, der Leiden ertragen kann.

Kam. Wozu diese Umschweife, ich zittere, was haben Sie mir zu sagen?

Aebt. Das Schrecklichste, das Grausamste, was Ihnen wiederfahren kann.

Kam. Das Grausamste? das kann nicht seyn, hier ist ein Brief von Julian. Noch vor zwei Stunden war er gesund und froh, und Sie werden ihn bald hier sehen; nicht wahr Monna? er war doch gesund, er war doch ganz gesund?

Monna. Ich hab' ihn nie froher und munterer verlassen, als vorhin.

Kam. Sehen Sie, und hier ein Brief.

Aebt. Wasnen Sie sich mit Standhaftigkeit,
dieser Brief war der letzte.

Kam. Gott!

Aebt. Ach, er ist tod! Fassen Sie sich, fassen Sie sich. — arme Kamilla!

Kamilla ließ den Brief fallen, und sank der Donna sinnlos in die Arme. — Wie sie wieder erwachte, gerieth sie in fürchterliche Verzweiflung, und wollte nach Florenz. Donna und die Aebtisin hielten sie zurück, sie kannte aber weder die Aebtisin, noch die Donna, schrie um Hülfe, und erschallte die Mauern des Klosters mit ihrem Geschrei. Drei Stunden lag sie in diesen wüthenden Schmerzen, und dann ward sie ganz stille. Die Aebtisin glaubte daher, sich entfernen zu können, und verließ sie auf einige Augenblicke, und Donna gieng in das Nebenzimmer, um ihr ein weißes Tuch zu bringen; wie sie zurückkam, war Kamilla verschwunden. Da der Wagen noch auf Lorenzo's Schlosse stand, in dem Donna gekommen war, so ließ sie ihn sogleich folgen, und holte Kamilla ein.

Beide kamen in Florenz an, Donna wollte sie in das Haus der Tante bringen,

aber dies war vergeblich. Sie lief mit aufgelöstem Haar durch die Straßen nach dem Palaste der Medicis zu, und suchte Julians Leichnam. Klarissa, die sie immer geliebt hatte, erzeigte ihr diese grausame Barmherzigkeit, und führte sie in das Zimmer, wo er eben aus der Kirche war hingebbracht worden, und erzählte ihr auf dem Hinwege, daß Franziskus ihn am Altare erstochen habe. — Es standen in dem Zimmer viele Menschen und weinten, aber keine mehr, als Vianta Soderini. Sie hatte eine geheime Liebe gegen Julian genährt, und weinte jetzt ihren Schmerz an der Bahre aus.

Wo ist er? wo? (rief Kamilla in dem Zimmer, drängte sich durch die Umstehenden, und warf sich auf seinen Leichnam,) Mein Gemal, mein Gemal! er hört mich nicht, er ist todt! Julian erwache, Kamilla ruft dich! (Sie warf sich wieder hin, und küßte ihn.) Erweckt dich mein Kuß nicht, so kann dich keine Allmacht wieder erwecken, er ist todt, er ist gewiß todt! — und ich seine Mörderin! Ah! Verderben über mir! Verderben über dir, du hast mich zur Mörderin gesaugt! Mutter, warum hast du

mich gehören! Julians Mörderin, Mörderin! oh! — (Sie warf sich wieder über ihn) Julian! Julian — ha! sein Herz schlägt wieder, ich fühl es, es schlägt.

Klarissa. Kamilla, laß uns gehn, komm Kamilla.

Kam. Ach? es schlägt nicht mehr, du hast ihn mit meinem Namen wieder getödtet! geh, sein Herz schlug, und nun macht es eine Pause, eine schreckliche Pause, als ständen die Räder der Natur still. Geho Finsterniß und Finsterniß, die Sonne ist nach Westen gelehrt, durch die Nacht blicken die Sterne und weinen; bei euch schwur er mir ewige Liebe; ihr warret Zeugen des keuschen Kusses! Ha! ihr seht auf diesen Leichnam, und werdet nicht blutroth? verkündet der Erde keine Strafgerichte? — blickt hin, sie färben sich blutig, blutig! Rettung! Hülfe! ha, welch ein Schland! die ganze Erde ist ein Aetna; ich seh die Flammen wälzen, die Elemente wälzen sich durch einander, die Stürmwinde brausen Flammen; flieht, flieht, das Gericht kömmt über uns — oh! —

Klarissa. O, des heutzudurchbohrenden Anblicks!
 Liebe, gute, Schwester! komm von dieser
 Scene, du bist schon unglücklich genug.

Kam. O, wie still bist du, still wie die
 Grusa! deine Feinde waren übertünchte
 Gräber, voll Mader, Gift und Pest.
 Die Pest hat dich getödtet; ich seh ihre
 giftigen Fußstapfen, sie beschlich dich wie
 der lächelnde Tag, und ihre hinterläsne
 Spur ist die Nacht, Nacht auf deinen
 Augen, Nacht auf deinem Herzen, und
 verhält meinen Namen. (Pause.) Wer
 fast mich? ach Julian, rette dich! rette
 dich! ich will dich lieben, nur Erbar-
 mung, Erbarmung Franziskus! verwandle
 dich nicht in meine Träume! hu! ein Lö-
 we, — ein Tiger! was willst du am
 Altar? — er flieht, Julian, du bist ger-
 retter! Ha! Paukenschlag, Trommetklang,
 die Sterne tanzen mein Brautlied! horcht,
 horcht! — Nicht so traurig, nicht so
 schwermüthig! ach, ich Unglückliche! da
 kommen die Todtenfackeln, ich höre Grabs-
 gesang und Glockengeläute! ach, eine Lei-
 che! ach eine Leiche! (sie wirft sich
 auf Julian.)

Klarissa. Der Mensch kann sehr elend werden! es ist ein Jammer, einen Verrückten zu sehen.

Kam. Vergebung Julian, Vergebung! o ruf doch alle Vergebung! betet doch, betet doch für mich — ach Mörderin, du hast ihn getödtet. Ich seh den Strafengel winken, er schwingt eine feurige Geißel. Wo soll ich hin? wohin? ach Julian, halt ihn von mir zurück — da entreißt er die feurige Geißel dem Engel, sie ringen, — gesiegt! gesiegt! — Julian, einen Kuß des Danks. O, mein Gemal, so bist du wieder der meine. — Hier schlaf, du bist ermüdet vom Kampfe; diese Rosenblätter will ich auf dein Lager streun, ihr Balsamathem soll dich umdustien; wenn du erwachst, sollst du wähen, als erwachtest du in Elysiums Fluren. (Sie schneidet sich zwei Locken ab) Da, nimm diese zwei goldener Ringellocken, sie küßten mit dir allein meinen Busen. Wie schön umstralen sie dein Antlitz! da liegst du, wie ein Heiliger mit dem Nimbus und lächelst. Nun so schlafe, schlafe, da nimm noch diesen Kuß der Liebe, mehr hab ich nicht zu geben; den Kuß, den

Nimbus um dein freudig Haupt, und
dies Herz, ach! Julian dies Herz.
— Der Schlaf ist ein falscher Freund,
und der Tod ist sein Bruder, wache
ja wieder auf — Ach! warum weint
ihr? habt ihr auch geliebt? Thränen sind
das Loos der Liebe. — O, Klarissa,
mein Kopf, mein Kopf!

Klarissa hat sie, dieses Zimmer zu ver-
lassen, sie that es, und blieb nun in Florenz.
Alle Zärtlichkeit, die nur eine Schwester der
andern erzeigen kann, bewies ihr Klarissa.
Und Lorenzo, der den Tod seines Bruders so
tief empfand, daß er oft, wenn man Julias
nen nannte, unvermerkt eine Thräne fallen
ließ, nahm sich ihrer mit einer Sorgfalt an,
daß man sah, er liebe in ihr seinen Bruder
und seine Schwester. Allein diese edle Sorg-
falt stillte Kamillens Schmerz nicht, sie blieb
trüb und schwermüthig, durchweinte die Näch-
te und rief Julianen, dann rief sie wieder
seine Mörder: „O, der Tücke! sie schlus-
gen die Linke um deinen Hals, und mit der
Rechten durchboren sie dein Herz. O, das war
ein Herz, wie diese Erde nicht wieder sehen
wird. Du starbst so edel, sie in Verzweiflung
und Bosheit. Bitte für sie, sie waren ruch-

Iose Sänder, du bist ein Heiliger.“ Am
Tage sprach sie mit seinem Duidiß: „wie du
so lieblich lächelst, ach! dies Lächeln sitzt so
fest auf deinem Antlitz, wie der Gram in mei-
nem Herzen.“

Endlich verfiel sie in ein so starkes Fie-
ber, daß man an ihrer Genesung zweifelte;
aber nach und nach verlor sich dasselbe, sie
ward wieder hergestellt, und gebar einen Sohn,
der in der Folge Pabst wurde, und den Na-
men Klemens des siebenden führte. Sie selbst
starb bald nach der Niederkunft; Lorenzo ließ
auf ihrem Grabstein die Worte setzen:

Hier schläft

S a m i l l a,

das

zärtlichste Weib.

Wir können uns nicht enthalten, unsern Leserinnen eine Note mitzutheilen, deren Inhalt alles in sich faßt, was die Vernunft bisher uns sonst gefodert hat. Das hätte man wohl nicht geglaubt, daß in der Gegend, wo noch vor wenigen Jahren der Sitz der Blindheit und der Barbarei war, die Menschheit zuerst in ihrer wahren Würde erscheinen sollte? In Europa, und besonders in Deutschland und England, sind die darin enthaltenen Grundsätze schon lange, selbst von Fürsten und Gesetzgebern, erkannt worden; aber die verwickelte Verfassung, und die lange Anhänglichkeit an das Hergebrachte, selbst die Gewohnheit, nach der man von Jugend auf vieles Unrecht als Recht anzusehen angehalten worden, macht uns gegen die unnatürlichen Gesetze gleichgültig, und wir begnügen uns wenigstens damit, daß durch andere, Religionsverwandte kein Schade geschieht, wenn wir sie auch gleich von unsern Vortheilen ausschließen; eine Ungerechtigkeith, über die sich die Menschen gar zu leicht beruhigen.

Acte zur Versicherung der Gewissens-
freiheit, von der Assemblée von Bir-
ginien abgefaßt, zu Anfang des
Jahres 1786.

Da wir überzeugt sind, daß Gott die menschi-
liche Vernunft frei erschaffen habe, und daß
alle Versuche, sie durch Strafen oder Bedrü-
ckungen irgend einer Art, wie z. B. durch Ver-
raubung der Bürgerrechte, zu unterjochen, bloß
auf Beförderung der Heuchelei und Nieder-
trächtigkeit abzuwecken, und eben dadurch den
Absichten des göttlichen Stifters unsrer Reli-
gion entgegen sind, welcher, ob er gleich so-
wohl Herr unsrer Seele, als unsers Leibes ist,
uns doch nicht, wie er wohl gekonnt hätte,
zum Glauben hat zwingen wollen; da wir be-
denken, daß es eine gottlose Umaßung von so
vielen seynwollenden Gesetzgebern in bürgerli-
chen und geistlichen Sachen sey, wenn sie oh-
ne selbst unfehlbar oder inspirirt zu seyn, sich
gleichwohl eine ungerechte Gewalt über die Ge-
wissen ihres gleichen angemacht, ihre eigene
Meinungen für ewige Wahrheiten ausgeben,
und dadurch, daß sie die Völker gezwungen,
ihr Joch zu tragen, in allen Jahrhunderten
und

und in allen Theilen der Erde eine Menge falscher Religionen gestiftet und unterhalten haben; so auch, daß es eine ungerechte und tyrannische Handlung ist, irgend jemanden zu nöthigen, daß er eine Meinung, die er nicht für richtig hält, ausbreite, — und weil man dadurch, daß man ihn sogar zwingt, zur Unterhaltung der Geistlichen dieser oder jener Religion beizutragen, ihn zugleich der Freiheit beraubt, diejenigen, deren Sittentehre oder Tugend er vorzieht, zu unterstützen, und dadurch auch den Dienern der Religion die zeitlichen Belohnungen entzieht, welche sie zu größerer Aufmerksamkeit, und mehrern Eifer in dem von ihnen übernommenen Geschäft, das menschliche Geschlecht aufzuklären und zu unterrichten, ermuntern, wenn sie bloß vom den Befehl abhängen, den sie durch ihr Betragen erworben; da wir ferner erwägen, daß sich unsere Bürgerrechte auf unsre religiöse Meinungen so wenig gründen, als auf unsere physikalischen und mathematischen Einsichten, daß man folglich den Bürger, den man von den öffentlichen einträglichen, oder Ehrenämtern ausschließt, und ihn des öffentlichen Vertrauens für unwürdig erklärt, weil er sich nicht zu einer gewissen religiösen Meinung bekennet, oder

Monatschr. f. Dam.

Q.

einer andern nicht entsagen will, — daß man diesen schimpflicher Weise solcher Freiheiten und Vortheile beraubt, zu welchen er eben so gut berechtigt ist, als seine übrigen Mitbürger; daß diese Ungerechtigkeit sogar die Grundsätze derjenigen Religion selbst untergräbt, die man dadurch erhalten will, indem sie diejenigen, die darein willigen, sie blos äußerlich zu bekennen, durch das Monopolium der weltlichen Vortheile und Ehre zu diesem Betrage verführt; daß also, wenn diejenigen, die sich durch dergleichen Fallstricke verführen lassen, strafbar sind, derjenige, der sie ihnen legt, es nicht minder sei; daß es ferner ein verderblicher Mißbrauch sey, der alle Gewissensfreiheit aufhebt, wenn man einer bürgerlichen Obrigkeit gestattet, ihre Gewalt bei Meinungen zu brauchen, um zu verhindern, daß jemand seine Grundsätze nicht bekenne, oder verbreite, unter dem Vorwand, diese Grundsätze könnten schädlich werden; denn wenn diese Obrigkeit als Richter über den Einfluß dieser Grundsätze entscheidet, so wird ihr Urtheil blos durch ihre eigne persönliche Meinung geleitet werden, und sie wird die Meinungen anderer immer nur in sofern billigen, oder verwerfen, als sie mit den ihrigen übereinkommen werden oder nicht; daß folglich die Staatsregierung einzig und

allein in dem Falle ihre Gewalt anwenden dürfe, wenn solche Meinungen entständen, welche die öffentliche Ruhe offenbar stören würden; endlich weil wir überzeugt sind, daß die Wahrheit für sich selbst mächtig genug ist, und allezeit die Oberhand behalten wird, wosern man ihr nur Freiheit läßt, und daß sie sich selbst genug ist, und unfehlbar über den Irrthum siegen wird — so lange die Menschen sich ihrer natürlichen Waffen, der Freiheit zu demken und zu untersuchen, nicht berauben; indem jeder Irrthum aufhört gefährlich zu seyn, den man bestreiten darf.

So beschließen wir Constituenten der Assemblée von Virginien, in Betrachtung alles dieses: Daß Niemand soll gezwungen werden können, sich zu irgend einer Religion, einer Kirche, oder einem Geistlichen zu halten, daß er dazu auf keinerlei Weise soll gehalten oder verpflichtet werden können, daß man endlich niemanden um solcher Ursachen willen nur im geringsten beunruhige, weder in Ansehung seiner Person noch seines Standes; sondern daß alle und jede Menschen die Freiheit haben sollen, ihre Meinung in Glaubenssachen durch vernünftige Gründe zu behaupten.

ten, und daß diese Freiheit in keinem Verhältnisse ihres bürgerlichen Standes zunehmen oder vermindert werden, und diesen in keinem Stücke soll verändern können.“

Und ob wir gleich wissen, daß diese Versammlung, da sie vom Volk erwählt ist, bloß über den gegenwärtigen Vortheil des Staats zu wachen, gegen die Beschlüsse künftiger Versammlungen, welche eine der unsrigen gleiche Gewalt erhalten werden, nichts verfügen kann, und daß wir dieser Akte nicht mehr gesetzliche Kraft geben können, wenn wir sie für unwiderruflich erklären; so halten wir uns doch für berechtigt, zu erklären; und erklären dem zu folge: daß die durch gegenwärtige Akte gesicherten Rechte dem Menschen vermöge des Naturrechts zugehören, und daß jede Akte, welche diese hier widerrufen, oder auch nur darauf abzielen sollte, einen der darin enthaltenen Artikel zu entkräften, eine offensbare Verletzung des natürlichen Rechtes der Menschen seyn würde.

Neue Anekdoten von Voltaire.

Voltaire war kurz nach dem Antritt der Regierung Friedrichs des Großen aus Paris vertrieben, und hielt sich, wie bekannt, lange bei diesem Beschützer der verfolgten Philosophen auf. Indessen geruete den Parisern ihr Eifer bald. Seine Feinde durften es nicht mehr wagen, laut gegen ihn zu werden, und einige Theaterstücke, die von ihm mit erstaunenden Beifall aufgeführt wurden, hatten das Volk so für ihn erwärmt, daß es die heisseste Sehnsucht nach ihm fühlte. Endlich erschien er wirklich wieder in Paris. Das erstemal, als er sich vor dem Volke zeigte, gieng er zwischen der Gemalin des Marschalls von Villars, und ihrer Schwiegertochter der Herzogin von Villars, einer jungen Dame, welche für die schönste in ganz Paris gehalten wurde. Das Volk hatte sich zu tausenden um ihn gedrängt, und eine lange Reihe geschlossen. Auf einmal hörte man eine Stimme aus dem Haufen: O, schönste Herzogin von Villars, geben Sie Voltairen einen Kuß! Und tausend Stimmen wiederholten augenblicklich diese Bitte: Madame la Duchesse,

embarassés Voltaire. Die junge Herzogin war anfänglich in der größten Verwirrung, und in der äußersten Verlegenheit, endlich aber gab die Grazie den allgemeinen Wünschen des Publikums nach, und gab ihm mit lebenswürdiger Unschuld einen Kuß. Das Freudengeschrei des Volks hierüber läßt sich nicht beschreiben. Man klatschte in die Hände, um seinen Beifall auszudrücken, und der jungen Herzogin zu danken, daß sie ihm auf gewisse Art die Schuld des Publikums abgetragen hatte.

Ueberhaupt kann man sich die große Ehreverbierung, welche man vor ihm, besonders die letzte Zeit seines Lebens hatte, kaum vorstellen, wenn man nicht mit dem enthusiastischen Geiste der französischen Nation bekannt ist. Als er zum letztenmale nach Paris reisete, wo er seine Tage endigte, empfing man ihn allenthalben wie einen König. Sogar die Postmeister suchten diese Ehre vollständig zu machen, und ritten ihm allenthalben selbst vor. Ein einziger alter und schwacher Mann, der nicht mehr reuten konnte, mußte es unterlassen, und trug es deshalb einem seiner ersten Postillons auf, dessen Sorgfalt er ihn auf das nachdrück-

lichste empfahl. „Bedenke die Ehre, welche du hast, sagte er zu ihm, einen so großen Mann zu führen; denke, daß es in Europa zehn Könige, in der ganzen Welt aber nur einen Voltaire giebt.“

Als Voltaire in Paris den Blutsturz bekam, woran er auch starb, kamen sogleich verschiedene Geistliche zu ihm, ihn zum Tode zu bereiten. Er hatte aber doch noch Kraft genug, einige sehr witzig abzufertigen. Indessen fürchtete er doch, der Pfaffeneifer möchte ihm auf dem Krankenbette zu stark werden, und um das zu verhüten, nahm er einen gewissen Abbe Gautier, der sich mit unter den dienstfertigen Geistern fand, zum Beichtvater an. Gautier streng sein Geschäft damit an, daß er neben ihm auf die Knie niederfiel. Aber Voltaire hob ihn sehr höflich auf, und verlangte öffentlich zu beichten, so wie es in den ersten Zeiten der Kirche gewesen war. Der Abbe aber wollte sich hierzu nicht verstehen, ja er meinte überhaupt, daß er zur Beichte nicht gelassen werden könnte, bevor er nicht sein Glaubensbekenntniß abgelegt hätte. Der Philosoph versicherte ihm, daß sein Glaubensbekenntniß das Glaubensbekenntniß eines

ächten römischen Katholiken war. Gauthier aber fand es doch für nöthig, zuvor mit dem Erzbischof über diesen berüchtigten Ketzer zu berathschlagen. Dieser meinte nun, hiebei könnte man sich unmöglich beruhigen, Voltaire müßte einen schriftlichen Aufsatz machen, worinnen er alle seine Sünden bekente und herzlich bereuete. Er entwarf auch selbst ein Modell dazu, welches sich so anfieng: Ich armer sündiger Mensch bekenne, daß ich die Gottheit Christi boshafter Weise gelästert, u. s. w. — Als der Abbe dies dem Herrn von Voltaire vorlas, wurde er unwillig, und bat, daß er ihn verlassen möchte, weil er heute genug gehört hätte. In dessen verbreitete sich doch nun überall die Nachricht, daß Voltaire gebeichtet hätte *), und der Philosoph war mit diesem Gerücht sehr zufrieden. Ich bin immer noch froh, sagte er, daß ich mit einer Beichte weggekommen bin. Denn wenn ich am Ganges

*) Voltairs Beichte gab zu verschiedenen spaßhaften Einfällen in Frankreich Anlaß. Man hat ein Schauspiel unter dem Titel: die betrognen Pfaffen, oder Voltaire im Triumph, (Voltaire triomphant ou les Prêtres deçus) worin folgende Scene vorkommt: da Voltaire sieht, daß ihm die Pfaffen so sehr zuse-

frank würde, so müßte ich mit dem Kuhschwanz in der Hand sterben. Als einige Tage nach der Beichte der Abbe D ***, dem wir diese Nachrichten schuldig sind, zu ihm kam, rief ihm Voltaire entgegen: Nun, Freund, wird man mich nicht auf den Schindanger werfen, denn ich habe dem Abbe Gautier gebeichtet. Diesen Tag war er wieder ganz munter, so daß er an einem Schauspiele arbeitete, das in Paris keinen Beifall fand. „Es wäre doch in der That ein trauriges Loos, sagte er scherzend, wenn ich nur nach Paris gekommen wäre, um in die Beichte genommen und ausgepiffen zu werden.“ (Pour etre confessé et sifflé.) Eine zu starke Dosis Opium brachte ihn aber wieder in Todesgefahr. Er sprach nicht mehr, und schien auch nichts mehr zu hören. Den Gautier hatte sein Eifer wieder herbei geführt, und der Marquis von Billeveille schrie dem Sterbenden ins Ohr: der

gen, so läßt er einem Bedienten seinen Schlafrock anziehen, und seine Nachtmütze aufsetzen, und so muß er im Bette dem Abbe Gautier eine Beichte voll possierlicher Einfälle herbrummen. Der Abbe bleibt in der Meinung, daß er den großen Philosophen vor sich habe, und vergiebt ihm die Sünden.

Abbe Gautier, ihr Beichtvater, ist da. Durch diese Stimme wurde der Kranke aus seinem Taumel erweckt. „Der Abbe Gautier, mein Beichtvater? sagte er ganz ermattet, machen Sie ihm nur meine Empfehlung.“ Der Abbe aber ließ sich dadurch nicht abweisen, und trompetete ihm mit seiner ehrnen Stimme einigemal ins Ohr: Erkennest und glaubest du auch, daß Jesus Christus wahrer Gott sey? der sterbende Philosoph schien durch diesen geistlichen Ungestüm den letzten Stroh zu bekommen; er reckte seine Hände gegen den Pastor, als ob er ihn damit zurückstoßen wollte, und sagte mit lauter und gefestigter Stimme: „O Gott! Herr Abbe, sprechen Sie mir von diesem Menschen nicht!“

Dieses waren die letzten Worte des großen Mannes; er wandte sich um, und verschied.

L. S.

Der Wallfischfang.

Die eigentliche Heimat der Wallfische ist das Eismeer, sowohl beim Nordpole, als auch beim Südpole; doch finden sie sich nicht selten auch in den südlichen Meeren ein. Vor Zeiten wurden deren viele getödtet, die über hundert ja wohl zweihundert Fuß lang und siebenzig bis achtzig breit waren: jetzt aber, da man jährlich ein paar tausend Stück derselben erlegt, wird ihnen nicht mehr Zeit gelassen, zu einer solchen Größe anzuwachsen. Sie pflegen daher heutiges Tages nur etwa sechzig bis siebenzig Fuß lang zu seyn. Der Kopf ist das größte Stück an seinem Körper, und beinahe die Hälfte des Ganzen; aber sein Schlund ist nur vier Zoll breit, daher er auch nur von Heeringen und Meeresinsekten, die man Wallfischhaas nennt, leben kann. Sein Fell ist schwarz, einen Zoll dick, hin und wieder mit einzelnen Borsten besetzt, und häufig mit Seepflanzen, Korallen und Muscheln bewachsen. Es gleicht einer aufgesprungenen Borste, und es halten sich eine Menge Insekten oder Läuse darin auf, die ohngefähr einen Zoll lang sind, und welche von den Meeren

herausgepickt werden, so oft der Wallfisch aus dem Wasser hervorragt. Nach Verhältniß seines ungeheuern Körpers hat er nur sehr kleine Augen, welche am Ende des Kopfs unterwärts nach dem Bauche hin liegen, und nicht größer als Ochsenaugen sind. Oben auf dem Kopfe hat er zwei Löcher, durch welche er das eingeschluckte Wasser wie eine Fontäne in die Luft bläst. Sein Oberkiefer (Oberkinnbacken) enthält das was wir Fischbein nennen, und ist so groß und schwer, daß die ganze Schiffsmannschaft angespannt werden muß, um ihn auf das Schiff zu winden. Die Unterkinnlade besteht aus zwei mächtig großen Knochen, die zehn Fuß und darüber lang, beinah einen Fuß breit und einen halben Fuß dick sind. Man braucht sie in den Gegenden, wo man Wallfischjäger ausschickt, zu Thorwegpfosten, oder man sägt sie in Stücken und rammt sie als Pfäle an solchen Orten ein, wo niemand fahren oder reiten soll. Das ganze Thier besteht größtentheils aus Speck, woraus befanntlich der Thran gemacht wird. Uebrigens hat der Wallfisch warmes Blut, gebiert seine Jungen lebendig, wie andre Säugthiere, und nährt sie auch aus seinen Brüsten mit Milch.

Mit der Erlegung eines Wallfisches geht es so zu. In den beiden Springbrunnen, die er durch das Ausblasen des Wassers verursacht, erkennt man den Ort seines Aufenthalts, wenn er nicht etwa über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Sobald man nun gewahr wird, daß einer in der Nähe ist, steigen die Wallfischjäger in Schaluppen und Böte, und rudern auf ihn los. Vorn im Schiffe steht der Harpunier mit der Harpune (ein Wurfspeer von Eisen mit zwei Widerhaken, und mit einem hölzernen Stiel, an einem Stricke befestigt). Sobald man nun dem Ungeheuer nahe gekommen ist, welches mit der äußersten Behutsamkeit geschehen muß, weil ein einziger Schlag mit dem Schwanz das ganze Schiff zerschmettern würde, wirft ihm der Harpunier mit der größten Kraft, deren er fähig ist, den Wurfspeer in den Leib. Kaum ist dies geschehen, so begiebt der Wallfisch sich auf die Flucht, indem er gemeiniglich nach dem Grunde des Meers, und zwar mit solcher Geschwindigkeit eilt, daß man das Seil der Harpune kaum eben so geschwind nachlassen kann. Das Boot, worin die Leute sind, wird dabei oft so schnell fortgerissen, als wenn es vom Sturmwinde dahin ge-

trieben würde. Die Oberfläche des Meeres färbt sich dabei von Blut. Lange wühlt und tobt der verwundete Wallfisch im Abgrunde, bis er endlich vor Ermattung sich nach Luft sehnt, und deshalb wieder an die Oberfläche kommt. Sogleich empfängt man ihn mit langen spitzigen Spießen, die man ihm in den Leib stößt, und wie Bäume darin sitzen läßt. Endlich, wenn er sich völlig verblutet hat, bleibt er todt auf der Oberfläche des Wassers liegen, und ragt wie eine Insel darüber hervor. Dann werden Stricke daran befestigt, und alle Schaluppen und Böte vorgespannt, und so schleppt man ihn nach dem Schiffe hin, welches man Buchsiren nennt.

Nun tritt das Schiffsvolk auf den todtten Wallfisch, und haut ihm den Speck und die Oberkiefer oder das Fischbein aus. Andre winden das Ausgehauene in die Höhe, schneiden den Speck in Stücken, und packen ihn in Tonnen. Ist man auf der einen Seite des Wallfisches damit fertig, so wird er umgewandt, um das Nämliche auf der andern Seite zu thun. Das Fleisch und die Knochen läßt man liegen, die beiden Knochen der Unterkinnlade ausgenommen, die man auch auf das Schiff windet, und

sie daselbst aufstellt, da denn mehr als ein
Faß voll Thran aus denselben rinnt. Das
Fleisch wird eine Beute der Raubvögel und
der weißen Bäre. S.

Der verwundete Amor.

Es stach ein loses Bienehen
einmal den Näscher Amor
da er ihm Honig raubte
tief in die Fingerspitzen;
das that so weh dem Kinde,
es bließ in seine Händchen
und stampfete den Boden,
und lief zu Aphroditen
und zeigte ihr die Wunde,
und klagte daß die Biene,
sonst ein so kleines Thierchen,
so große Wunden schläge.
Da lachte seine Mutter:
Wie? sprach sie zu dem Sohne,
bist du nicht gleich der Biene?
du schlägst, so klein du seyn magst,
ja auch so große Wunden. (Theotr.)

Gott Amor traf auf Rosen
einmal ein schlafend Bienehen,
er sah es nicht und wurde
verwundet an dem Finger.

Da schlug er in die Hände,
und weinete gar kläglich,
und lief und flog zur Mutter
der schönen Cytherea.

Ich bin verloren, Mutter,
verloren! ach ich sterbe!!!

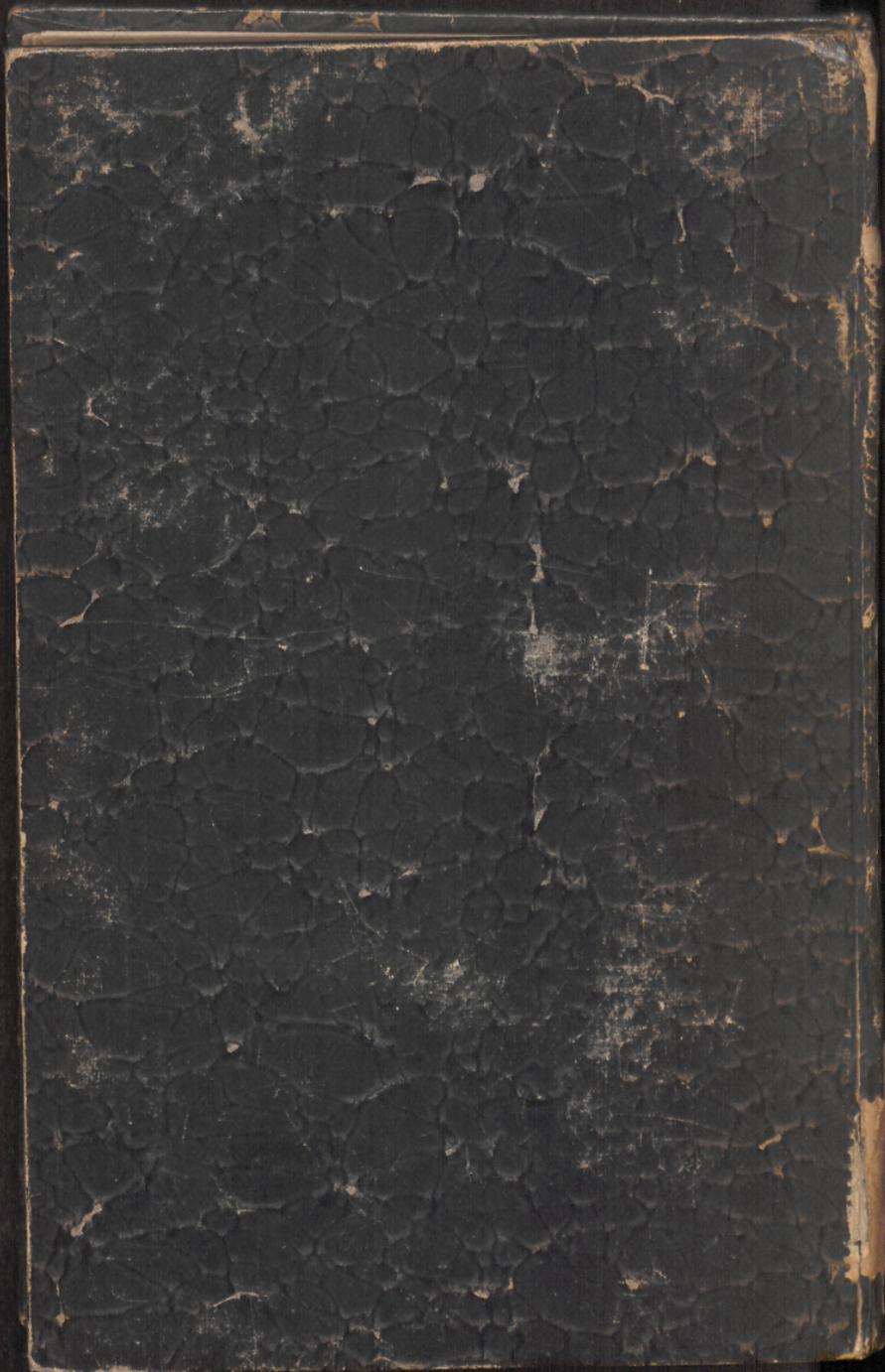
Es stach mich eine Schlange,
klein war sie und geflügelt,
der Landmann nennt sie Biene. —

Nun siehst du, sprach Cythere,
wenn dir ein Bienenstachel
so viele Schmerzen machet;
so denk, wie mag der leiden,
den du, mein Kind, verwundest?

(Anakreon.)

Anmerk. Aphrodite und Cytherea sind Namen der Venus. Die Scene, die Anakreon wählt, ist bei weitem schöner, als die des Theokrit. Anakreon zaubert den Gott der Liebe in die ewige Kindheit hinein, und läßt ihn Rosen pflücken; beim Theokrit ist er ein loser Näscher, der Honig stiehlt: und warum soll Amor den Nektar der Götter um Hönig tauschen? die Gedanken beider Dichter halten sich das Gewicht, aber die makedonische Stelle v. 7. in Anakr. ist weit schöner als das Lief v. 8. im Theok. Endlich giebt die Art der Behandlung im Anakreon den Ausschlag. Von v. 9 bis zu Ende ist bei ihm Handlung, beim Theokrit nur die leystern Verse.





Universitäts
Bibliothek
Rostock

http://purl.uni-rostock.de/rostdok/ppn1024155161/phys_0136

DFG

stimmen, an der
 und den Julian
 setzt beide Bräde
 Hülfe zu kommen
 billigten den Vors
 versprach seinem
 Schwierigkeiten, e
 schiedenen Orten,
 ge, eine so große
 kann sich eine un
 len, die der men
 sieht, ereignen, we
 zerstören. Und d
 gebieten können,
 und da noch wen
 Gewalt ist, so kön
 schlag unmöglich
 aus welchen wir
 schon vorher sehen
 wichtig, als daß w
 Ungefähr überlasse
 ein Mittel erfinder
 renz an einem Tag
 blicke zusammen zu
 schlag ist der: der
 Raphael von Ric
 Fürsten von Furli,
 ben, und ihn bef

in Rom,
 reifen; dies
 D, sich zu
 erschwornen
 anziskus wi
 hat zu viel
 zwei ver
 nlichen Ta
 ehmen. Es
 von Zufals
 icht vorher
 Maßregeln
 er den Ort
 aufhalten,
 in unsrer
 diesem Vors
 n nehmen,
 der Sache
 hat ist zu
 end einem
 wir müssen
 er in Flo
 m Augen
 dein Vor
 urzem dem
 etter des
 hut gege
 staaten zu

